Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 41 [i.e. 44] (1962)

Heft: 18

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern 1
Amtl.Fächer

AZ Winterthur

Winterthur, 31. August 1962
41. Jahrgang Nr. 18/122

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 20 Rp., Reklamen: 60 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Luzern feiert seine IMF – Eine Botschaft aus Caux – Das neue Israel

Die Frau und das Familienleben in einer Welt der Umwälzung

von Madame Hémade Mehl

Dieser Vortrag wurde auf einem deutsch-französischen Frauentreffen 1961 in Bielefeld gehalten. Frau Mehl, verheiratet mit einem Professor der Theologie in Strassburg, ist selbst Theologin. — Die nachstehenden Ausführungen wurden aus dem Französischen übersetzt von Frau Hilde Vissering de Blonay.

Die Frau und die Berufsarbeit

Die Emanzipation der Familienmitglieder, besonders aber diejenige der Frau, ist eines der soziologischen Geschehen, von denen die abendländische Familie stark beeinflusst wird. Durch den Eintritt der Frau in das Berufsleben hat ihre Emanzipation einen entsprechenden Einfluss auf das kulturelle und soziale Leben.

Die Frauenarbeit in Frankreich: 30,8 Prozent der gesamten weiblichen Bevölkerung von 15 bis 65 Jahren; 34,8 Prozent der gesamten arbeitenden Bevölkerung; 33 Prozent der verheirateten Frauen.

Die Gründe für diese hohe Beteiligung der Frau am Berufsleben:

a) Unbestreitbar sind es die unzulänglichen Einnahmen in den Arbeiter- und Angestelltenfamilien sowie auch bei den kleinen Kaufleuten. Aber dies ist nicht der einzige Grund. Während in Industrie und Handel in den letzten Jahren die Zahl der berufstätigen verheirateten Frauen eher ab- als zugenommen hat, ist sie in den freien Berufen, bei denen der Geldbedarf weniger drängend ist, in 30 Jahren von 7 Prozent auf 22 Prozent gestiegen.

b) Durch die Entwicklung des Wirtschaftslebens in unserem Jahrhundert verlangt ein grosser Sektor der Wirtschaft nach neuer Handarbeit und eröffnet ein weites Feld neuer Berufe, die für die Frau grosse Möglichkeiten erschliessen und in denen sie ausgezeichnete Erfolge erzielt. Es ist der dreigliedrige Markt, der alle diejenigen Berufskreise einschliesst, die am Verkehr, der Güterverteilung und der Werbung beteiligt sind (Sekretärinnen, Maschinenschreiberinnen, Buchhalterinnen, Vertreterinnen, Werbefachleute, Kaufleute, technische Berufe) und die sozialen Einrichtungen.

c) Die Frau ist durch die Ausübung des Berufs gebunden, aber sie will es auch gar nicht anders haben. Nachdem sie an der Berufsausbildung, genau wie der Mann, teilnimmt, hat sie auch Geschmack an der Berufsarbeit gefunden und empfindet ihre Pflicht als angenehm (namentlich da, wo Beruf «Berufung» bedeutet). Die Hausarbeit ist entwertet, langweilig und aufreibend. Bei einem selbstgewählten Beruf, für den sie sich vorbereitet hat, fühlt sie sich weit frischer und ausgefüllter. Die moderne Frau hat das Bedürfnis, an dem Wirken des Menschen in der Gesellschaft, an der Entwicklung der Welt teilzunehmen. Sie ist nicht mehr wie früher so schnell zufriedenzustellen durch ein Leben «in Vollmacht», d. h. ein gesichertes Wohlleben mit der Beigabe der Abhängigkeit von dem Manne. Sie möchte überall seine Kameradin sein.

Die Konsequenz der Berufsarbeit der verheirateten Frau für die Familie

a) Positives: Die Frau im Hause, ausgefüllt durch ihre Hausarbeit, gehörte zu der Epoche der männlichen Autorität. Während in unserer modernen Gesellschaft in zunehmendem Masse die Berufsarbeit als Ausgangspunkt einer persönlichen Würde angesehen wird. Je mehr die Frau in dieser Richtung Fuss fasst, je grösser wird ihr Ansehen bei dem Manne und bei den Kindern, vor allem den grösseren Kindern. Indem die Frau durch den Beruf einen grösseren Einblick in das Leben gewinnt, wird sie aufgeschlossener und in einem viel weiteren Sinne ein wirklicher Partner ihres Mannes. Sie nimmt aktiver und durch neue Erkenntnisse bereichert an den Sorgen und Problemen ihres Mannes teil. Sie teilt seine Freuden und Neigungen. Wichtige Entscheidungen über die Einrichtung und Modernisierung des Heims, über die Erziehung und Berufsausbildung der Kinder werden in diesem modernen Heim gemeinsam besprochen und ausgetragen. Umgekehrt fühlt der Mann sich geneigt, die Pflichten im Haushalt und die Erziehungsfragen, denen er sich in der vergangenen Epoche gänzlich entzogen hat, zu seinem Teil auf sich zu nehmen, im Hause zu helfen und sich mehr um die gemeinsame Erziehung der Kinder zu kümmern.

(Eine Umfrage bei 300 Haushaltungen in Paris — einmal in einem Arbeiterviertel und einmal in einem bürgerlichen Viertel — über die Teilnahme des Mannes an den häuslichen Arbeiten hat ergeben, dass der Ehemann in den Kreisen der freien Berufe zu 33 v. H. hilft, bei den Arbeitern zu 37 v. H., bei den Beamten zu 38 v. H., bei den Angestellten zu 32 v. H. und zu 19 v. H. bei den Geschäftsleuten und Handwerkern.) Aber man darf dieses fortschrittliche Ergebnis nicht verallgemeinern. Es gibt noch heute in gewissen Gesellschaftsschichten, insbesondere bei den Unternehmern, Männer, die sich um Fragen der Erziehung überhaupt nicht kümmern.

b) Negatives: Die ermüdende Ueberbeanspruchung der modernen Frau durch die doppelte Last von Beruf und Haushalt, denn in den seltensten Fällen steht der Frau eine Hilfe zur Verfügung.

Das Schicksal der Kleinkinder und der Schulkinder, die einen guten Teil des Tages unter der leeren Wohnung leiden und abends eine überforderte, müde Mutter haben. Die Kinder sind sich zu viel selbst überlassen, sie gehen häufig auf die Strasse mit ihren Gefahren, die grösseren Kinder werden überfordert, wenn sie auf die kleineren Geschwister aufpassen müssen, die Schularbeiten werden nicht überwacht usw. Daraus ergeben sich physische, psychische und moralische Nachteile, für die Kinder, die von Pädagogen, Psychologen und Psychiatern übereinstimmend beurteilt werden.

Die möglichen Verbesserungen

Das Rad kann man nicht zurückdrehen. Es ist eine unaufhaltsame Entwicklung. Wir müssen unter diesen neuen Bedingungen uns einrichten und nach Möglichkeiten suchen, um die Berufsarbeit der verheirateten Frau in jeder Weise — materiell und geistig — fruchtbar zu gestalten. Dazu bedarf es vor allem anderer Arbeitsbedingungen als für den Mann. So z. B. die Teilzeitarbeit für die Frau, die schon in einigen Ländern mit Erfolg eingeführt ist, in anderen noch Schwierigkeiten zu begegnen scheint,

Eine weitere Möglichkeit ist die Unterbrechung der Berufsarbeit der verheirateten Frau, solange sie noch kleine Kinder hat, und die spätere Wiederaufnahme. Die Einführung dieses Systems ist bestimmten Bedingungen unterworfen. (Erhaltung des Arbeitsplatzes, der Anwartschaft auf die Sozialversicherung usw., weiterbildende Kurse während der Unterbrechung.) Auf diesem Gebiet müssen geduldig und ernsthaft Erkenntnisse und Erfahrungen gesammelt werden, wobei es ganz besonders auf eine gute Zusammenarbeit und einen Meinungsaustausch aller Beteiligten ankommt, damit eine sehr notwendige Einrichtung vorangetrieben wird.

Die Probleme für die Hausfrau

a) Während einerseits die weibliche Berufsarbeit aufgewertet worden ist, erleben wir andererseits die Abwertung bestimmter Pflichten im Hause, vor allem jener Hausarbeit, die keine besonderen Kenntnisse verlangt. Sehr häufig wird die Hausarbeit — durch viele Kinder noch erschwert — zu einem guten Teil als Handlangerarbeit angesehen. Diese Geringschätzung der Arbeit wird um so stärker empfunden, je mehr andererseits Frauen eine Berufsausbildung erhalten und dank ihrer Befähigung in gehobene Posten aufsteigen. Dadurch fühlen sich viele Frauen in Stadthaushalten um ihren verdienten Erfolg im Berufsleben betrogen.

b) Andere Enttäuschungen für die Frau entstehen gewisslich aus der Anfälligkeit und der Isolierung der modernen Familie, die einzellig geworden ist. In der mehrzelligen Familie von einst gab es eine gewisse Sicherheit und familiäre Hilfeleistung. In den meisten Fällen lebten eine Grossmutter, eine unverheiratete Tante und ein billiges Hausmädchen unter dem gleichen Dach. Trotz eventueller Nachteile konnte die Mutter eines solchen Heimes immer mit einer weiblichen Unterstützung rechnen, sei es für die Beaufsichtigung der Kinder, sei es für die Lösung hausfraulicher Probleme. Heute ist die Hausfrau ganz allein, nur umgeben von ihren kleinen Kindern. Der Mann und die grösseren Kinder sind meist den ganzen Tag ausserhalb des Hauses (besonders in den berühmten «Schlaf-Städten»). Sie muss allein all die kleinen Fragen lösen und in einer dringenden, wichtigen Angelegenheit schnell und sicher entscheiden. Dadurch wird für die Frau des Hauses eine psychologische Unsicherheit geschaffen. Da ausserdem die Zivilisation mit sich bringt, dass die kulturellen und intellektuellen Güter sich ausserhalb des Hauses darbieten, fühlt sich die Hausfrau von einem guten Teil des gesellschaftlichen Lebens abgeschnitten. Ob nun zu Recht oder Unrecht, sie sieht die besten Jahre ihres Lebens ungenutzt verstreichen. Hierin ist ein wesentlicher Grund für die heutige Enttäuschung der Hausfrau zu suchen.

So sind einige der veränderten und im raschen Wechsel sich noch ändernden Gegebenheiten im Leben der Hausfrau nicht mehr die Ideale von einstmals. Sie haben ihre Anziehungskraft verloren. Die Liebe der Frau zu ihrem Manne und zu ihren Kindern genügt nicht mehr, um ihr Leben zu verklären und die Dichter zum Gesang anzuregen. Dies erklärt vielleicht auch die statistische Enthüllung, dass Hausfrauen und Industriekapitäne zu der Kategorie von Personen gehören, die den grössten nervösen Störungen unterworfen sind.

Wie kann man diesen Problemen beikommen?

Auch hier darf man den alten guten Zeiten nicht nachweinen und auch nicht versuchen, das traditionelle Bild der Familie um jeden Preis zu erhalten. Im Gegenteil, wir müssen uns der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung anpassen und gemeinsam versuchen, einen gangbaren Weg zu finden. Führen wir einige Lösungsmöglichkeiten an.

a) Die ungeheuren Fortschritte in der häuslichen Technik und den häuslichen Künsten haben die Familie günstig beeinflusst. Der Ablauf des Haushaltes entwürdigt die Arbeit nicht mehr, sondern transformiert sie von einem Handlangerdienst zu einer spezialisierten Arbeit, wodurch auch gleichzeitig ihre soziale Bewertung erhöht wird.

(Fortsetzung folgt)

Warnung vor thalidomidhaltigen Medikamenten

up Die «Schweizerische Aerztezeitung» veröffentlicht in ihrer neuesten Nummer einen Aufruf der Interkantonalen Kontrollstelle für Heilmittel, in dem die Markennamen aller bekannten Schlafmittel aufgezählt werden, die wegen ihres Thalidomidgehalts für schwangere Frauen gefährlich sind, weil sie zu Missbildungen beim Kinde führen können. Diese Mittel, vor deren Gebrauch gewarnt wird, sind unter folgenden Namen in den Handel gekommen: Asmaval, Contergan, Distaval, Enterosediv, Grippex, Isomin, K 17, Kevadon, Lulamin, Neorudyn, Neosedyn, Neurosediv, Neurosedyne, Pantosediv, Poygripan, Sedalis, Sedimide, Softenon, Talargan, Tensival, Valgis und Valgraine.

Frauen unserer Zeit

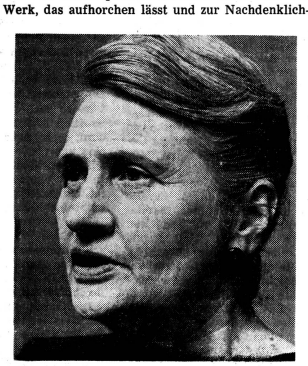
Maria von Ostfelden

Eine Pionierin avantgardistischen Theaters

Während andere Schweizer Städte, so vor allem Bern, in für ein kleineres Publikum geeigneten Veranstaltungsräumen fortlaufend Experimente veranstalten, die unsere offiziell subventionierten Bühnen sich nicht leisten, fehlte bis jetzt in Zürich bedauerlicherweise ein ähnliches Unternehmen. Und wenn sich in den letzten Jahren junge Schauspieler gelegentlich im Theater am Neumarkt oder in der zum Abbruch bestimmten Fleischhalle am Limmatquai zu einem Versuch im Sinne des modernen Experimentiertheaters zusammengetan haben, so war ihnen meist der Erfolg mehr oder weniger versagt. Nun lebt aber in Zürich eine Frau, die sich seit Jahren mutig und unentwegt für avantgardistische Bühnenwerke einsetzt und deren Namen den für zeitgenössische dramatische Kunst aufgeschlossenen Theaterfreunden in der Limmatstadt allmählich zu einem Begriff wird: Maria von Ostfelden. In jungen Jahren war diese Tochter eines hohen österreichischen Offiziers an den Bühnen von Innsbruck, Linz, Graz und an verschiedenen deutschen Provinztheatern beschäftigt. 1925 kam sie nach Berlin und erlebte hier in den «goldenen zwanziger Jahren» des deutschen Theaters die unvergessliche Blütezeit der damaligen Bühnenkunst. 1934, ein Jahr nach Anbruch des Dritten Reiches, schloss sich Maria von Ostfelden der Widerstandsbewegung gegen das Hitlerregime an; Verhaftung und Gefängnis blieben ihr nicht erspart. 1936 kehrte sie in ihre österreichische Heimat zurück, aus der sie bei Kriegsausbruch in die Schweiz flüchtete.

Sobald sie nach Kriegsende die Arbeitsbewilligung erhielt, versuchte sie energisch und konsequent den Plan eines Experimentiertheaters zu verwirklichen. Viel schwerer als die Schaffung eines kleinen Darstellerensembles, für das sie lange Zeit junge Schweizer gratis unterrichtete, erwies sich das Finden eines geeigneten Lokals. Während viereinhalb Jahren konnte sie ihre Aufführungen in einem alten Keller der Universität veranstalten, wo sie Stücke von Ionesco, Adamov, Karl Krauss, Genet u. a. inszenierte. Dann musste sie, da der Universitätsheizer Protest gegen das Unternehmen einlegte, nach einem neuen geeigneten Raum suchen, den sie schliesslich in der Altstadt an der Spiegelgasse im Weinkeller des ehemaligen Barfüsserklosters fand. Hier erlebte sie vor einem Jahr ihren bisher grössten Erfolg mit der Inszenierung der von der Luzernerin Käte Fabian dramatisierten Novelle «Das Brandopfer» des deutschen Dichters Albrecht Goës.

Und nun hat Maria von Ostfelden in diesem Jahr ein neues «avantgardistisches» Experiment unternommen, indem sie die eigenartige Szenenfolge «Das Schmürz oder die Reichsgründer» des 1959 jung verstorbenen Gatten der Schweizer Künstlerin Ursula Kübler, Boris Vian, zur deutschsprachigen Aufführung brachte. Ein zweifellos vielseitig begabter Autor hat hier in einer nicht alltäglichen, wenn auch nicht immer leicht verständlichen Form eine bühnenmässige Auseinandersetzung mit Problemen der heutigen Menschen gegeben. Die Personen seines Werkes — Vater, Mutter, Tochter, Dienstmagd — sind durch ein geheimnisvolles Alarmsignal ruhelos Umhergetriebene. Sie steigen in einem Miethaus, kaum dass sie eine Wohnung bezogen haben, immer ein Stockwerk höher in neue, schäbigere, leere und engere Räume, sie kennen keine «Zeit» mehr, vergessen über dem Jagen nach der Zukunft in der Gegenwart zu leben, erkennen keine Vergangenheit mehr, Repräsentanten einer verwegen und verlogen «nach Höherem» strebenden, von Angst und schlechtem Gewissen geplagten, endlich ins «Nichts» fallenden Menschheit. Das Stück hat originelle Einfälle, in die hinein sich freilich die Klügeleien eines typischen heutigen Intellektuellen mischen; auch ist seine Sprache keineswegs frei von Gemeinplätzen. Alles in allem aber ein Werk, das aufhorchen lässt und zur Nachdenklichkeit zwingt. Maria von Ostfelden lässt es, schlicht und zurückhaltend Regie führend, von einem Ensemble meist junger Darsteller spielen, unter denen sich vor allem die sympathische Clelia Cord in der Rolle der jungen, rebellischen Tochter als frische, echte Begabung erweist.



«Haben Sie nie daran gedacht, wieder nach Wien oder Deutschland zurückzukehren?», fragen wir die Regisseurin. Denn in den grossen Städten jenseits unserer Grenzen mit ihren vielfachen Möglichkeiten und ihrer grösseren Experimentierfreudigkeit hätte es die initiative Frau vielleicht leichter als in Zürich. «Nein», lautet die Antwort. «Die Erinnerungen an das, was dort geschah, bleiben zu bedrückend für mich. Ich kam als Flüchtling seinerzeit in die Schweiz, und als Flüchtling habe ich hier so viele wertvolle und hilfreiche Menschen kennengelernt — sie nennt die Namen von Leonhard Ragaz und Frau Dr. Gertrud Kurz —, denen ich es verdanke, dass ich in all den schweren Jahren den Mut nicht verloren habe; so ist mir die Schweiz zur zweiten Heimat geworden.»

Hier möchte sie weiterarbeiten, aber noch sieht sie sich schwer zu lösenden Problemen gegenüber. Denn der alte feuchte Keller an der Spiegelgasse kommt nur für kurze Zeit, in den wärmeren Monaten des Jahres, als Theaterraum in Frage. Für den Winter ist das kleine Ensemble mit seiner idealistischen Leiterin «obdachlos».

«Ich suche also weiter nach einem geeigneten Raum für eine kleine Bühne und etwa 80 bis 100 Zuschauer. So manche Möglichkeit, auf die ich hoffte, hat sich leider zerschlagen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Denn dass auch Zürich ein kleines Avantgarde-Theater braucht, ist meine feste Ueberzeugung.»

Maria Nils

Kommentar überflüssig

Sag ich zu meiner holländischen Freundin: «Schade, dass unsere Kinder im Alter so verschieden sind, es wird nie eine Heirat zwischen ihnen geben.» Antwortet die Freundin: «Weisst Du, ich möchte eigenlich nicht, dass eine meiner Töchter einen Schweizer heiratet. Es ist so symptomatisch, dass die Schweizer Männer ihren Frauen nicht einmal das Stimmrecht geben ...»

Die Frau in der Kunst

Das Berner Stadttheater wird im Winter Ruth Baldor und Elsbeth Gmür (-Oberer) in einzelnen Aufgaben zeigen —, im Ensemble verbleiben die Damen Rademacher, v. Tuason und Zieteman. Die Ballettleitung behält Anna Menge mit der Solotänzerin und Trainingsleiterin Claudie Algeranova. Irene Triesch, die 85jährige ehemalige grosse Darstellerin der Berliner Max-Reinhardt-Zeit, als Frau Professor Frédéric Lamond seit langem dem Theater fern, weilt in der Schweiz.

*

Nelly Bär stellt bei der Plastiken-Schau im Parktheater Meilen (Zürich) ihre Skulpturen aus. M.

*

Bei den Luzerner Internationalen Musikfestwochen sind auch zahlreiche Musik-Kritikerinnen anwesend, wir nennen bei der inländischen Presse die Damen Zitta Keller, Elsa Schmid, Hedy Graber-Salquin (Luzern), Charlotte von Dach (Bern), Béatrice Hoffmann (La Chaux-de-Fonds), St. Plattner (Liestal), Rita Wolfensberger (Schaffhausen), Li Helfenstein-Zelger (Stans), Susi Haefelin (St. Gallen), Ruth Hüssy-Gloor (Thun), Dr. E. Brock-Sulzer (Zürich), Dr. N. Jollos (Schweiz. Frauenblatt), Hedi Grubenmann (Zürich) — sowie bei der ausländischen Presse die Damen Augusta Seutin (Belgien), Denise Bourdet (Frankreich), Tibaldi Chiesa (Italien), Dr. Ingeborg Schenk (Oesterreich), K. Gaskell (Südafrika) und Helma Ganter (Photoreporterin, Deutschland).

Kurznachrichten

Dem Andenken Regina Ullmanns

ist eine Ausstellung der Münchner Stadtbibliothek gewidmet. Es werden in der Handschriftenabteilung 80 Dokumente, Handschriften, Bilder, Briefe gezeigt, unter anderem von Thomas Mann, Carossa, Rilke und Hesse.

Unter den besten Schweizer Plakaten,

die in Bern bei der Kleinen Schanze aufgestellt sind, findet sich auch das Werk der Tessiner Künstlerin Franca Primavesi, das sie für die Ausstellung des Lyceumclubs «Die Tessiner Frau im Bild» geschaffen hatte.

Zur Erinnerung an Henri Dunant

Die Bildhauerin Charlotte Germann, Zürich, schuf einen Gedenkstein zur Erinnerung an Henri Dunant. Der Stein soll am 28. Oktober in einer Einweihungsfeier der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Lehrhilfen in Kindergärten und Primarschulen

Gerade im Moment, da in England die obligatorische Schulzeit bis zu 16 Jahren verlängert werden soll, muss man erkennen, dass es nicht einmal genügend Lehrkräfte für alle Schulkurse bis zum 15. Altersjahr gibt. Der Gründe für diesen Mangel sind viele, die hauptsächlichsten sind offensichtlich die zu geringe Entlöhnung, der Mangel an Lehrerausbildungsschulen und die Tatsache, dass sich eine grosse Zahl von Lehrerinnen nach ihrer Heirat vom Lehramt zurückzieht.

Das Ministerium für öffentliche Erziehung hat nun kürzlich dem Unterhaus eine neue Massnahme vorgeschlagen. Es sollen bis 1965 10 000 Lehrhilfen rekrutiert werden, die eine Ausbildungszeit von 3 bis 4 Monaten ohne Diplom erhalten und dann die Kindergärtnerinnen und die Lehrerinnen der unteren Primarklassen entlasten sollen. Sie erhalten weniger Lohn als eine Lehrerin und werden sich nicht mit Lehrtätigkeit, sondern mit Spielen und Geschichtenvorlesen befassen und die Mahlzeiten überwachen.

Die Opposition, darunter hauptsächlich ehemalige Lehrer, ist vorläufig gegen diese Massnahme. Sie bedeute einen Rückschritt, es bestehe die Gefahr, dass diese Hilfen nach und nach auch die Lehrtätigkeit übernähmen und der ganze Plan sei soviel wie ein «Pflaster auf ein Holzbein».

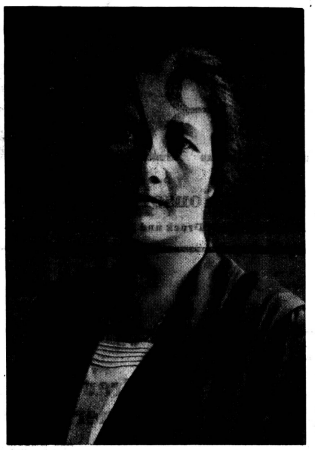
Elisabeth Vischer-Alioth zum siebzigsten Geburtstag

Liebe und verehrte Frau Vischer!

Sie werden am 7. September, Ihrem Geburtstag, von Basel abwesend sein. Sonst wäre ich persönlich mit einem Blumenstrauss bei Ihnen erschienen. Doch Blumen sind schöne, zarte und verwelkliche Gebilde; ebenso schön aber unverwelklich ist das, was Sie in Ihrem bisherigen Leben geleistet und erreicht haben.

Und wenn Sie jetzt, an Ihrem siebzigsten Geburtstag, einen Augenblick lang zurückblicken, dann werden Sie sich sagen, dass der Weg von damals, als Sie kurz vor dem Ersten Weltkrieg die soziale Frauenschule in Berlin besuchten, bis heute, wo Sie sich als Bürgerrätin mit dem Wohl Ihrer Basler Mitbürger befassen, schnurgerade war. Früh schon begannen Sie sich um die Frauenbewegung zu interessieren und wurden in Ihren Bestrebungen von Ihrem Lebenskameraden, dem Juristen Dr. Eberhard Vischer, in jeder Beziehung unterstützt. Der 1916 in Basel gegründeten Vereinigung für Frauenstimmrecht traten Sie noch während des Ersten Weltkrieges bei und zweimal, zuerst 1920, waren Sie ihre gewandte Präsidentin. Sie waren aber auch von 1940 bis 1952 die Präsidentin des schweizerischen Verbandes und, als Nachfolgerin Emily Gourds, Vorstandsmitglied des Weltbundes für Frauenstimmrecht. Sie waren ferner Vorstandsmitglied im Bund Schweizerischer Frauenvereine und sehr aktiv bei der Gründung der Basler Frauenzentrale, wo Sie mit Elisabeth Zellweger zusammenarbeiteten.

Sie haben auch auf anderen Gebieten erfolgreich wirken dürfen. Vom Kirchenrat wurden Sie als Delegierte in den Vorstand des Christlichen Vereins junger Töchter gewählt, und gegenwärtig bemühen Sie sich um die Organisation protestantischer Frauen sowie um die Zusammenarbeit zwischen katholischen und protestantischen Staatsbürgerinnen. Denn Ihnen, der überzeugten Protestantin, ist Toleranz ein Lebenselement, das Sie zu Ihrer religiösen, politischen, sozialen und — journalistischen Arbeit brauchen. Ja, der Journalismus! Alle die Fragen, für die Sie sich einsetzen, vermögen Sie mit gewandter Feder bekannt zu machen, so dass sich auch das breite Publikum dafür zu interessieren beginnt. Dabei scheuen Sie sich nicht vor anstrengenden Berichterstattungen und Nachtarbeit. Und Sie sind — in diesem Beruf ist dies nicht so selbstverständlich — eine überaus angenehme und hilfreiche Kollegin. Daneben haben Sie noch Zeit gefunden, Kurse für Vereinsbildung zu leiten, Kurse, die allen, die sie einmal absolviert haben, unvergesslich bleiben. Mit all diesen vielen Aufgaben — nicht daneben — haben Sie sich Ihrer Familie gewidmet und an zwei Neffen Mutterstelle vertreten.



Auch der grimmigste Gegner der Frauenbewegung anerkennt Ihre Fähigkeiten und muss zugeben, dass das abgedroschene Argument vom verlorenen weiblichen Charme bei politisch tätigen Frauen bei Ihnen gewiss nicht zutrifft. Für uns Jüngere aber sind Sie, liebe und verehrte Frau Vischer, ein Vorbild, das wir uns immer dann vor Augen halten, wenn wir mutlos oder zornig werden, weil unser Männerstaat auf dem Wege zur vollkommenen Demokratie auch gar zu langsam marschiert. Darum wünschen wir Ihnen noch viele schöne Jahre weiteren fruchtbaren Wirkens.

Margrit Götz

Luzern feiert seine Musikfestwochen

Die Schlossherrin, Frau Margrit von Herwarth, und das Komitee der Internationalen Musikfestwochen Luzern gaben mit einem Presse-Empfang auf Schloss Meggenhorn den festlichen Auftakt zu den lange ersehnten diesjährigen Musikfestwochen, die jeweils für ein paar Wochen Musiker, Musikfreunde und -kritiker aus der ganzen Welt nach Luzern zu locken vermögen. In dieser Zeit zeigt Luzern, was es in Wirklichkeit ist: eine glanzvolle Stadt mit unvergleichlicher Lage an einem der schönsten Ferienseen auf der Welt. Alles Kleinbürgerliche ist in diesen Tagen und Wochen von der Stadt abgestreift, sie ist «grande dame», die empfängt, verschwenderisch bewirtet, auch ein wenig kokettiert, vor allem aber Kostbarkeiten bereithält, die keinen enttäuschen —, jeden Tag andere, jeden Tag neue, überraschende. Bei strahlendem Wetter fuhr man am Eröffnungstag über den lächelnden See nach dem Schloss auf dem hohen Felsen, bei strömendem Regen über das tiefverschleierte Wasser wieder zurück —, denn auch das gehört zu Luzern und tut seiner Schönheit keinen Abbruch: der Wechsel von Sonnenschein zu Regen und von Regen zu Sonnenschein.

Auf Schloss Meggenhorn wurden die Gäste teils im Park, teils im Salon begrüsst durch den Präsidenten des Komitees, Dr. Walter Strebi, *und über die diesjährigen Musikwochen orientiert durch den administrativen Leiter,* Dr. Othmar Fries; *danach blieb gerade noch Zeit, sich zum Eröffnungskonzert umzuziehen, über das unsere Musikreferentin die Leserinnen orientieren wird.* rs

Der Taktstock hebt sich

Mit dem Eröffnungskonzert des Schweizerischen Festspielorchesters, dessen Leitung an Stelle des erkrankten Ferenc Fricsay Rafael Kubelik kollegial übernommen hatte, nahmen die Internationalen Musikfestwochen Luzern 1962 ihren wahrhaft «festlichen» Anfang. Man spürte, mit welcher Verve und echter innerer Beteiligung das Orchester unter seinem Meisterdirigenten an seine Aufgabe heranging, als es mit Beethovens Egmont-Ouvertüre den ebenso feierlichen wie menschlich bewegenden Aufklang zu den musikalischen Veranstaltungen gab und danach das Wunder von Mozarts g-Moll-Sinfonie Nr. 40 (KV 550) beglückend gegenwärtig werden liess. Nach der Pause vermittelte dieses erste Konzert den aus nah und fern herbeigeströmten Musikfreunden ein zeitgenössisches Werk, das sich in seiner Art würdig den Schöpfungen der grossen klassischen Meister zugesellen konnte. «Herzog Blaubarts Burg», die einaktige konzertante Oper, die der ungarische Komponist Béla Bártok 1911 auf einen Text seines Landsmannes Béla Balász geschaffen hat, mutet heute, da wir bedeutend «Revolutionäreres» auf dem Gebiet der modernen Musik erlebt haben, in Tonsprache und Linienführung nahezu «klassisch» an. Zóltan Kodály hat die Bedeutung dieses Werkes für das ungarische Musikschaffen nicht zu Unrecht mit derjenigen von «Pelléas und Mélisande» für das französische verglichen. Jedenfalls darf «Herzog Blaubarts Burg» als ein ebenso einzigartiges, in seiner Originalität fesselndes Kunstwerk angesehen werden. In einer Tonsprache, die reich ist an überzeugenden dramatischen Akzenten wie an schönen Lyrismen hat der Komponist in dieser auf Orchester und zwei Singstimmen beschränkten Schöpfung menschliches Erleben, Schuld und Schicksal aufs eindringlichste gestaltet. Die im grossen und ganzen zurückhaltend geführten Vokalpartien, bei denen sich die rhythmischen Eigenheiten des ungarischen musikalischen Empfindens bemerkbar machen, werden umspielt, gestützt, getragen von einer immer wieder durch ihren Erfindungs- und Nuancenreichtum fesselnden orchestralen Sprache. Bártoks eindringliches Werk erfuhr durch das Schweizerische Festspielorchester und seinen Dirigenten und durch die herrlichen Stimmen Dietrich Fischer-Dieskaus (Bariton) und Irmgard Seefrieds (Sopran) eine schlechthin vollendete Wiedergabe.

Nicht weniger beglückend als dieses Orchesterkonzert war am folgenden Abend das erste von den Luzerner Festival Strings unter ihrem Leiter Rudolf Baumgartner gemeinsam mit dem Meistergitarristen Andrés Segovia und dem Flötisten Peter-Lukas Graf bestrittene Kammerkonzert. Einmal mehr durfte man sich an der klanglichen Abgewogenheit und interpretatorischen Delikatesse freuen, mit der das Ensemble Werke von J. S. Bach und G. Ph. Telemann zu Gehör brachte, ehe sich einige seiner Mitwirkenden mit dem Flötisten zur harmonischen Wiedergabe des «Concerto a sei strumenti» in d-Moll von M. Corette vereinigten. Erlesene Genüsse bereiteten sodann die von Segovia gespielten Gitarrestücke von Bach, Albinez und dem heute nurmehr wenig bekannten, um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert am französischen Königshof wirkenden Robert de Visée. Einen Höhepunkt des Abends bildete das vom Gitarristen gemeinsam mit den Festival Strings in der Errichtung von Cassadó interpretierte Konzert für Gitarre und Streichorchester von Boccherini. -ls.

General Quixotte

Mit «General Quixotte» wurde «L'Hurluberlu», der Titel der vieraktigen Komödie von Jean Anouilh, ins Deutsche übersetzt, und als leicht bürgerlicher Don Quixotte erwies sich auch tatsächlich der verabschiedete General, der im Rahmen der IMF in Luzern vergangene Woche zum ersten Mal über die Bretter schritt. Mathias Wieman schuf in dieser Gestalt eine ausgezeichnete Verkörperung der Weltfremdheit und des Ausserhalb-der-Zeit-Stehens, liebenswert, einsam und ein klein wenig unecht. Der Zusammenstoss zwischen wirklicher und idealistisch erdachter Welt trat in der Inszenierung von Theaterdirektor Horst Gnekow besonders klar hervor, trotz Liebe und Freundschaft verbreitert sich die Kluft zwischen dem General und seinen Freunden und der Familie zusehends; alle leiden, der General, weil die Welt nicht gut und edel ist, und die Freunde und Angehörigen, weil der General sie zwingen möchte, die Schwerkraft der Welt aufzuheben und anders zu sein als sie sind. Aglaé, seine junge Frau (Ursula Burg) tanzt zwischen diesen beiden Welten hin und her, sehnsüchtig nach Leben, kaum ansprechbar und schon gefährdet in ihrer Liebe. Tante Bise (Angelica Arndts ist das zerknitterte schwächliche Abbild des Generals, noch weltverlorener als er. Das gesunde Gegengewicht halten vor allem der Sohn des Milchmannes (Peter Bucher) und die drei Kinder Toto (Daniel Fueter), Marie-Christine (Sonja Portmann) und Sophie (Christiane Pauli) mit ihrem veramerikanisierten Freund David Edward Mendigalès (Gerd Baltus), dessen brutaler Zynismus den idealistischen General zerstören müsste, wäre er eine tragische und nicht im Grunde doch eher eine komische Figur. Zur Welt von heute gehören auch die drei Freunde des Generals (Heinz Wieck, Johannes Schütz, Rudolf Köhler) und der prächtige Eisenwarenhändler (Theo Tecklenburg), ein wahrer Zinnsoldat aus dem Märchenbuch. Der Pfarrer (Arnold Putz) überrascht den General, weil er der einzige ist, der etwas von Frauen versteht, aber auch ihm gelingt es nicht, Don Quixotte die Augen zu öffnen für die wirkliche Wahrheit der Welt, die doch immer im Zusammenklang von Gut und Böse, Tapfer und Feige, Brutal und Zärtlich besteht. Die Luzerner Aufführung mit Bühnenbild und Kostümen von Günther Kupfer hinterliess einen ausgezeichneten Eindruck, der sich würdig an die anderen Veranstaltungen der IMF anschloss. RS

Des Künstlers Frau

Die Welt kennt viele erfolgreiche Männer und nennt ihre Namen mit Hochachtung. Aber wie wenige machen sich klar, dass hinter mancher grossen Leistung der Glaube, die seelische Kraft und die tatkräftige Hilfe einer Frau steht!

Wie manche Frau sucht nach einer mässig geschätzten Berufstätigkeit neben einer Lebensverbindung mit dem geliebten Mann doch auch die finanzielle Sicherheit, den geordneten Alltag ohne Sorgen. Sehr oft ist das in einer Ehe mit einem Künstler nicht möglich. Im Gegenteil bezeugen oft Künstlerfrauen ein grosses Mass an Tapferkeit und Geschicklichkeit, mit den Alltagssorgen fertigzuwerden.

So hat z. B. die Gattin eines hervorragenden Glasmalers in einer der bedeutendsten Kunststädte Italiens mit sicherem Geschmack und Geschäftsgeist ein Antiquitätengeschäft eingerichtet, mit dessen Ertrag sie dem Haushalt eine wohltuende Sorglosigkeit und Kontinuität garantiert. Ihr Mann kann in Ruhe an seinen Entwürfen arbeiten. Bei grösseren Aufträgen kommen natürlich auch grössere Summen herein, aber das Dasein wäre doch viel sorgenvoller ohne ihre tatkräftige Hilfe. Wahrscheinlich wäre er auch öfter genötigt, seine beste Kraft in Alltagsentwürfen zu verschleudern, so kann er in Ruhe abwarten, bis eine ihm zusagende Aufgabe an ihn herankommt. Nicht ein einziges Mal kam es zu einer bitteren Diskussion, sie bestreitet mit heiterer Gelassenheit den Alltag, seine hohen, aber sporadischen Einkünfte werden für Extravaganzen — etwa einen neuen Wagen oder eine grossartige Reise und für Rücklagen verwendet. Der Künstler ist seiner Lebenskameradin tief dankbar für die Ruhe, die sie ihm verschafft.

Die Gattin eines jungen Malers, dessen Karriere nach grossen Anfangserfolgen ins Stocken geriet, nahm kurzerhand eine Stellung als Praxisgehilfin bei einem Arzt an. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre hübsche Erscheinung und ihre angenehme Stimme wurden von den Patienten wohltuend empfunden. Papa malte, das Baby bekam zwischendurch mit farbbefleckter Hand den Schoppen gereicht, Mama ging klaglos jeden Tag zu ihrem anstrengenden Dienst und hielt die kleine Familie mit ihrem mässigen Einkommen über Wasser. Die Liebe gab ihr die Kraft, abends ihren Mann noch zärtlich anzulächeln und ihn auf kommende Ausstellungen hinzuweisen, an denen er sicher wieder grössten Erfolg haben werde. Aber auch in anderen künstlerischen Berufen haben sich Frauen um die Karriere ihres Mannes entscheidend verdient gemacht.

Von einem bedeutenden Heldentenor weiss man, dass er seine Karriere nicht nur dem eigenen Talent, sondern vor allem auch dem Durchsetzungsvermögen und der nie erlahmenden Anstrengung seiner Frau verdankt. Er war als junger Mann durch eine glückliche Fügung an eines der bedeutendsten Opernhäuser gelangt, das auch viele Uraufführungen herausbrachte. Ein berühmtes Orchester und die schönsten Stimmen der damaligen Opernwelt vereinigten sich dort zu Höchstleistungen. Er als junger Tenor sah sich vor die Aufgabe gestellt, sich unter den älteren erfahreneren Kollegen würdig zu behaupten. Er suchte stimmliche Kontrolle in einer nahegelegenen Musikstadt und fand einen hervorragenden Stimmbildner, und vor allem dessen kluge und energische Assistentin. Diese war zwar selbst Konzert-Altistin, fand aber auch grosse Befriedigung im Unterrichten und spezialisierte sich auf die Dauer auf dieses Fach. Sie wusste den etwas phlegmatischen Tenor sehr gut zu nehmen und studierte mit ihm die Partien des jugendlich-heldischen Faches. Er war nicht sehr musikalisch, es brauchte eine unendliche Geduld. Neben ihrer ausgezeichneten stimmbildnerischen Befähigung war sie auch noch eine gute Pianistin. Es dauerte nicht lange, die beiden Gegensätze zogen sich an und vereinigten sich zu einem glücklichen Paar, das sich nicht nur menschlich gut verstand, sondern in der gemeinsamen Arbeit an der Karriere grösste Befriedigung fand.

Nach kurzer Zeit konnte der junge Tenor in Ehren neben berühmten Kollegen bestehen, und man übertrug ihm grössere Aufgaben.

Nun macht das Singen hungrig und durstig. Man muss auch ruhen, um seelische und stimmliche Energien für den Abend zu sammeln, alles das begünstigt die Anlage zum Dickwerden. Ach, was für ein Kampf begann nun um die gute Erscheinung! Nach der Vorstellung in dem grossen, heissen staubigen Opernhaus war ein Glas Bier — oder auch mehrere — gar zu verlockend, aber wie gefährlich für die Linie! Die grossen Partien verlangen viel körperliche und seelische Kraft. Man sagt, dass die Anstrengung beim Singen einer grossen Wagnerpartie derjenigen einer Bergbesteigung gleichkäme. Die Sänger sind ja auch nicht umsonst vielfach muskulöse Erscheinungen mit breiten Brustkästen. Ohne die liebevolle Aufsicht seiner Gattin hätte unser Tenor jedenfalls so zugenommen, dass er in kein Kostüm mehr hineingepasst hätte.

Sie kam in die Garderobe ihres Gatten und überwachte seine «Schminkkünste», sie prüfte mit kritischem Auge, wie sich sein an sich rundliches und harmloses Gesicht am besten in der jeweiligen «Maske» präsentierte. Schliesslich musste der inzwischen immer berühmtere und gefeiertere Tenor doch einen Gummigurt tragen, um jugendlich-heldisch auszusehen. Sie kam und half ihm, das verhasste Kleidungsstück anzulegen.

Während der Vorstellung horchte sie im Zuschauerraum, eilte auch von einer Bühnenseite zur andern, hörte, wie die Stimme klang, und ob der Teure auch alle ihre Ratschläge befolgte. «Mach den Mund mehr auf», flüsterte sie ihm zu, «Du bist gut bei Stimme heute.» Sie ermutigte und kritisierte, sicher nicht immer angenehm, aber unendlich nützlich für ihren Gatten.

Er konnte jahrelang eine erste Position halten trotz aller Intriguen. Sie trat törichtem Geschwätz entgegen — Aufregungen tun der Stimme nicht gut — und hielt alle Widrigkeiten von ihm ab.

Ihr Gatte wollte mit fortschreitenden Jahren auch die schwereren Heldenpartien singen. Sie studierte unermüdlich den Tristan mit ihm ein, die Krönung jedes Heldentenorlebens. Musikalisch war der «gute Dicke» nicht, aber sie begleitete ihn in die Ferien und studierte jeden Tag Seite für Seite mit ihm durch, bis die lange und schwere Partie makellos in dem Schädel ihres Liebsten festsass. Er errang damit einen seiner grössten Erfolge.

Schliesslich zwangen politische Veränderungen das Paar, ihre Tätigkeit an dem Opernhaus abzubrechen. Sie war es, die den Mut nicht verlor, im Exil sofort ihre Unterrichtstätigkeit wieder aufnahm und der Familie damit erst einmal eine gute Existenzgrundlage verschaffte.

Dieses sind nur einige Beispiele von vielen. Doch immer, wenn man einen bedeutenden Künstler bewundert, wird man nach einigem Forschen feststellen können, dass eine liebende Frau sein Selbstbewusstsein stärkte und ihm tatkräftig zur Seite stand. Und das ist wohl eine der schönsten Aufgaben der Frau, ihrem Gefährten immer von neuem Mut zu machen und ihm Kraft zu geben, seine höchsten Leistungen zu vollbringen.

Franziska Petri

Sonderseite zu Schweizer Frauenblatt Freitag, 31. August 1962 Nr. 18/122

Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 06 94

Mitteilungsblatt des Schweiz. Bundes abstinenter Frauen

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenter Frauen
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Ein Beitrag zum Kinderschutz

Eine eidgenössische Kommission stellte fest

In einem — Ende 1951 erschienenen — Aufruf «Kindern keine Schnapsschokolade» durfte die Eidgenössische Ernährungskommission einleitend feststellen: «Dass für das im Wachstum befindliche Nervensystem des Kindes und des Jugendlichen selbst kleine Alkoholmengen nur schädlich sein können, wird glücklicherweise in unserem Lande von breitesten Volkskreisen verstanden. Früher übliche Unsitten, wie das Mitnippen am Bierglas des Vaters, das Glas verdünnten Weines für die Kinder oder gar das Probiergläschen für umherstehende Buben beim Brennapparat sind weitgehend verschwunden. Das Schweizervolk will wenigstens seine Jugend alkoholfrei erziehen und ist darin gut beraten ...»

Ein Rückschritt

Würde die Eidg. Ernährungskommission ihren Aufruf heute wiederholen, so dürfte sie diese Feststellung nicht mehr vorbehaltlos übernehmen. Wie u. a. Prof. Dr. G. Fanconi, der bekannte Direktor der Zürcher Universitäts-Kinderklinik, in der illustrierten Zeitschrift «Gesundes Volk» (Herbst 1961) betont hat, vollzieht sich heute in bezug auf die Verabreichung von alkoholischen Getränken an Kinder, besonders in gewissen Landesteilen, ein Rückschritt. Mehr als früher sieht man in Restaurants wieder Eltern den Kindern zum Essen Wein — verdünnt oder sogar unverdünnt — verabreichen, ... sieht man, wie Kinder am Bierglas des Vaters oder gar der Mutter nippen, ohne dass ihnen Einhalt geboten würde.

Und trotzdem die kantonalen Wirtschaftsgesetze überall die Abgabe alkoholischer Getränke an unbegleitete Kinder in schulpflichtigem Alter untersagen, kommt es immer mehr vor, dass schulpflichtige Buben — neuerdings sogar Mädchen — in einer Wirtschaft, zigarettenschmauchend, vor einem grossen Becher Bier sitzen, ohne dass jemand den Mut hätte, gegen diese Gesetzesübertretung einzuschreiten.

Ein besonders krasser Fall

Ein solcher machte jüngst die Runde durch die Presse: «Wiederholt ist es in Wittnau vorgekommen, dass ein Mädchen der fünften Schulklasse eine gewisse Wirtschaft aufsuchte und dort flaschenweise Bier bestellte, welche es am Wirtstisch in sich hineinleerte. Die betreffende Wirtin brachte das Bier anstandslos und kassierte vom Kind auch den Betrag ein ... Nach einer solchen Orgie torkelt das Kind jeweilen vollständig betrunken heimzu ... Ganz Wittnau spricht von diesen unhaltbaren Zuständen, aber bis heute hat niemand den Mut aufgebracht, etwas dagegen zu unternehmen ...» (Aargauer Tagblatt 9. 6. 62.)

Der kindliche Organismus ist besonders empfindlich

Der berühmte französische Physiologe Claude Bernard prägte einst den Slogan vom Alkohol als dem typischen Nervengift. Der Alkohol muss deshalb gerade auf das Kind besonders schädlich wirken, bei dem die Masse des Nervengewebes im Verhältnis grösser ist als beim Erwachsenen. Das Gehirn z. B. macht beim Kind ein Neuntel des Gesamtgewichtes aus, beim Erwachsenen nur ein Vierzigstel. Auch das viel geringere Körpergewicht des Kindes spielt natürlich eine wesentliche Rolle, so wie auch bei Erwachsenen eine gleiche Alkoholmenge bei einem kleineren, mageren Individuum einen höheren Blutalkoholgehalt bewirkt als bei einem grossen, festen Manne.

Diese ausserordentliche Empfindlichkeit des kindlichen Organismus gegenüber dem Alkohol wird denn auch

von Kinderärzten immer wieder betont

So stellten die Mediziner Caussade, Neimann und Blanc, Nancy, in der medizinischen Zeitschrift «Pédiatrie» (Lyon, Nr. 6, 38. Jahrgang) fest:

«*Die ausserordentliche Empfindlichkeit des Kindes dem Alkohol gegenüber ist allgemein bekannt: sie ist doppelt so gross wie beim Erwachsenen und um so grösser, je jünger das Kind ist.* Die tödlich wirkende Dosis beträgt 3 Gramm reinen Alkohols je Kilo Körpergewicht, während es beim Erwachsenen schon 4 Gramm braucht, um das Koma (den Zustand völliger Betäubung, Red.) auszulösen, und 6 bis 7 Gramm, um den sofortigen Tod nach sich zu ziehen.»

Prof. Dr. med. G. Fanconi schrieb in der bereits erwähnten Zeitschrift «Gesundes Volk»:

«Es ist eine allgemein anerkannte Erfahrungstatsache, dass je jünger das Individuum ist, desto schlechter der Alkohol vertragen wird. — Bei Kleinkindern vermögen schon geringe Mengen, wenn sie während längerer Zeit genossen werden, eine Leberzirrhose (Leberschrumpfung) zu bewirken. Zweifellos viel häufiger als die schweren Leberzirrhosen sind die leichten Leberschäden, die durch Alkoholgenuss im Kindesalter bewirkt werden. Sie äussern sich klinisch als Neigung zu Bauchschmerzen, Unverträglichkeit von gewissen Speisen, besonders fetten Speisen, Appetitlosigkeit, leichten Verdauungsstörungen, leichter Gelbsucht.»

Beispiele aus der ärztlichen Praxis

Wie empfindlich Kinder in der Tat auf Alkohol reagieren, illustrieren die folgenden Fälle:

«*Ein 4jähriger Knabe, der aus Versehen ein Glas Anisette ausgetrunken hatte,* fiel sofort in tiefe Betäubung. 4 Stunden später wurde ein Arzt zugezogen, weil das Kind immer noch bewusstlos war und zudem noch Krämpfe bekam. Es wurde sofort eine Magenspülung vorgenommen und die entsprechende Behandlung der Vergiftungserscheinungen eingeleitet. Während 48 Stunden blieb der Knabe bewusstlos, dann starb er.» (Dr. med. W. Keller.)

In Nr. 18/1957 der «Schweiz. Medizinischen Wochenschrift» beschrieb Dr. med. Ch. Kieser, von der Medizinischen Abteilung des Kantonsspitals Glarus, folgenden Fall:

Ein 2½jähriger Knabe hatte in Abwesenheit der Mutter eine angebrochene Flasche Wein (ca. 4 dl) ausgetrunken. Bei ihrer Rückkehr lag er bewusstlos am Boden. Im Spital schlug er nach 46 Stunden andauernder Bewusstlosigkeit die Augen auf. «8 Tage nach Eintritt lag das Kind noch immer steif und regungslos im Bett, weinte stundenlang ... Nach 45 Tagen Aufenthalt im Spital konnte es seiner Mutter zurückgegeben werden. Aber 3 Monate nach der Alkoholvergiftung stellte die Mutter fest, dass die Sprache noch nicht so scharf artikuliert war, wie vor der Vergiftung.»

Aus einer Reihe von den Medizinern Caussade, Neimann und Blanc, Nancy, geschilderten Fällen seien nur die folgenden herausgegriffen:

«*Es wurde ein 6jähriges Mädchen in das Kinderspital eingeliefert, dem der Vater eines Nachmittags etwas Weisswein und Apéritif verabreicht hatte.* Noch am gleichen Nachmittag trat ein Betäubungszustand ein, der nach 22 Stunden, als das Kind im Spital eintraf, noch sehr tief war. ... Aehnlich verhielt es sich mit einem 4jährigen Knäblein, das man mit Rotwein betrunken gemacht hatte ...»

«Wenn wir nie einen Fall mit tödlichem Ausgang beobachtet haben, handelt es sich dabei um *Glücksfälle,* denn in der medizinischen Literatur werden eine Reihe von Fällen mit tödlichem Ausgang angeführt ...

Beeinträchtigung der Schulleistungen

Die Verabreichung alkoholischer Getränke zieht beim Kinde aber nicht nur mehr oder weniger schwere körperliche Störungen nach sich. Alkohol schädigt auch seine geistige Aufnahmefähigkeit. In einem Gutachten zuhanden des Komitees «Jugendschutz» des Völkerbundes vom Jahre 1928 schrieb der Pariser Mediziner *Dr. F. Humbert:*

«Eine Jugend unterrichten, die unter Alkoholeinfluss steht, und sei dieser noch so gering, heisst Wasser in ein Fass ohne Boden giessen.»

Der bekannte Genfer Kinderarzt Dr. R. Martin-DuPan erklärt («Gesundes Volk», Herbst 1961):

«Alkoholische Schleckwaren, Wein oder Bier schädigen die intellektuellen Fähigkeiten und damit auch die Schulleistungen.»

Im Weinland Frankreich hat ein Circulaire du «Service de Santé Scolaire et Universitaire», vom 8. August 1956, ausdrücklich auch mit Wasser verdünnten Wein in jeglicher Menge für Internate und Schulkantinen verboten.

Eine goldene Regel

Der bereits eingangs zitierte Artikel von Prof. Dr. med. Fanconi in der Zeitschrift «Gesundes Volk» schliesst mit der Folgerung:

«Es sollten sich alle Eltern zur Regel machen, den Kindern unter keinen Umständen Alkohol zu verabreichen.»

Dieser «Goldenen Regel» kommt heute eine noch wesentlichere Bedeutung zu als früher: das moderne Leben stellt viel intensivere Anforderungen an die Nervenkräfte des Kindes. Pädagogen beklagen immer wieder die mangelnde Konzentrationsfähigkeit, die geistige Zerfahrenheit der heutigen Jugend. Auch kleine Alkoholmengen erhöhen diese.

Eine alkoholfreie Erziehung bedeutet nicht nur einen wertvollen Beitrag zur körperlichen und geistigen Hygiene des Kindes; sie bildet auch einen Beitrag an die Heranziehung einer gesunden, starken Generation, die der seelischen Belastung und den moralischen Anforderungen des neuen Lebensrhythmus standzuhalten vermag.

Ida Sury

Gesunde Getränke für Kinder

Es gibt heute eine reichhaltige Auswahl alkoholfreier Getränke. Dem jugendlichen Organismus besonders zuträglich sind die natürlichen, unvergorenen Fruchtsäfte, vor allem:

Apfelsaft (so lautet heute die offizielle Bezeichnung für den Süssmost) und Traubensaft. Beide sind reich an natürlichem, gesundem Zucker und andern wertvollen Stoffen.

Die Kinder an langsames Trinken gewöhnen! Zum Durststillen sind sowohl Apfel- als auch Traubensaft zu verdünnen (mit Mineral- oder gewöhnlichem Wasser).

Neben den Fruchtsäften sind auch Pastmilch oder Milch-Mischgetränke gesunde und zugleich nährende Getränke. Gekühlt und schluckweise getrunken, wirken sie ebenfalls durststillend.

Viel Obst

Eine an Früchten reiche Ernährung hilft, das natürliche Bedürfnis der Kinder nach Zucker zu befriedigen und beugt so dem Schlecken vor. Frisches Obst wirkt zudem durststillend. Als Zwischenverpflegung eignet sich ausgezeichnet auch Dörrobst.

Wichtig ist das Beispiel der Aelteren: Es tönt sehr schön: «Heranziehung der Jugend für diese oder jene Aufgabe.» Wir aber müssen vorleben, was wir lehren. Vor allem die Frauen und Mütter, vor allem wir Lehrerinnen.

Alice Uhler

Die Erzieherin eines Kinder-Erholungsheimes einer grossen Schweizer Stadt berichtet:

Auf meine Frage, wer noch nie Alkohol getrunken habe, durfte von den dreiundzwanzig eines sich melden. Roger, 12jährig, plagierte sogar, er hätte schon alles probiert; Schnaps, Likör, Wein usw. Dabei musste er zur Kur fort, da er immer müde ist, sich nicht konzentrieren kann. Uns machte er mit seinem lauten Wesen viel Mühe. Heinz, 12jährig, erklärte: als ich krank war, gab mir die Mutter Rum. Er leidet an Augen- und Zungentics, ist Bettnässer. Herbert erzählte, dass seine Schwester ca. 14jährig auf Weihnachten vom Vater eine Flasche Likör bekommen habe!! 90 Prozent unserer Kurkinder sind sehr nervös, versagen in der Schule, können sich nicht konzentrieren, haben aber ein gutes Wesen. Und wieviele von diesen erzählten, dass sie Bierschaum, Wein mit Zucker, Schnapspraliné erhalten. Da kann man nur sagen: «Arme Kinder, die so unverständige Eltern haben.»

Im Blatt unserer amerikanischen Bundesschwestern «New York Temperance Work» finden wir folgende Notiz, die der «Editorial-Binghampton Press» entnommen wurde:

«Das Alter, in welchem berauschende Getränke an junge Leute abgegeben werden dürfen, sollte vom 18. auf das 21. Altersjahr heraufgesetzt werden. Die dem Staate New York benachbarten Staaten Vermont, Pennsylvania, New Jersey haben ihre Verantwortung besser erkannt und erlauben die Abgabe von Spirituosen an den Bars an Jugendliche erst mit 21 Jahren. Diese Staaten haben schon öfters gegen die largen Verordnungen des Staates New York protestiert. Die jungen Leute fahren in ihren Wagen über die Grenze, um zu den begehrten Schnäpsen zu kommen, wobei dann auf der Heimfahrt öfters schwere Unfälle erfolgen. Der Tod von sieben jungen Burschen, welche nach einem Trinkgelage im Staate New York auf dem Heimweg in Streit gerieten, hat in den umliegenden Staaten aufs neue dem Begehren gerufen, dass durch eine strengere Gesetzgebung Abhilfe geschaffen werden müsse. Abgesehen von Unfällen auf den Autostrassen, hat der Alkoholgenuss für die Jugendlichen weitere Folgen, die bestimmt nicht im Interesse dieser jungen Mädchen und Burschen liegen. Die betrunkenen, autofahrenden Kinder stellen sowohl der Intelligenz wie dem Verantwortungsbewusstsein der gesetzgebenden Behörden ein schlechtes Zeugnis aus. Es sollte rasch für Abhilfe gesorgt werden.

Die Gefahren der Schnapsschokolade

Gefahr für die Sitten der Kinder

Die Schnapsschokolade gewöhnt das Kind an den Geschmack des Alkohols. In Verbindung mit der Schokolade genossen, wird der Schnaps zu etwas «Gutem». Das Kind wird in der Auffassung bestärkt durch die Trinksitten der Erwachsenen, die den Schnaps aus besonders schönen Flaschen in besonders schöne Gläschen einschenken und mit Lob geniessen. So wird der junge Mensch planmässig zum Alkoholliebhaber erzogen, ohne dass man an die Folgen im späteren Leben der Kinder denkt.

Es ist allerdings nicht anzunehmen, dass die Schokoladenfirmen diese Erziehung beabsichtigen. Aber ein Hinweis auf diese Gefahr genügt nicht, das Streben nach Gewinn auszugleichen. Wenn die Bewegung gegen die Schnapsschokolade diesen Gewinn erschwert, ziehen eine bevorstehende Einbusse und das Gewissen in derselben Richtung.

ANNA KULL-OETTLI 10

Frank erweckt Amerika

Leben und Werk von Frances Willard

Verlag A. Francke AG, Bern 1939
Copyright by A. Francke AG, Verlag, Bern

Es ist möglich, dass sie manchmal zu gut über die Menschen dachte, aber auf jeden Fall hatte sie Erfolg — mehr Erfolg, als sie durch pessimistische Gedanken gehabt hätte — und erreichte auch, dass jedermann sie gerne mochte. Sie hatte ihr Leben lang eine grosse Anzahl Freundinnen. Schon als Lehrerin begeisterte sie ihre Schülerinnen, und jetzt war es mit den Frauen, die neben oder unter ihr arbeiteten, ebenso, und überhaupt mit allen Leuten, die mit ihr in Berührung kamen. Das Geheimnis dieser Wirkung lag vielleicht gerade darin, dass sie nur das Gute in jedem sah und dass sich in ihrer Gegenwart auch wirklich jeder gut fühlte. Natürlich erlebte sie auch Unangenehmes. Es ist nicht leicht, immer in einem Kreis von Menschen zu arbeiten, die einen bewundern, und mit allen zu gleicher Zeit am besten befreundet zu sein. Gar leicht taucht Eifersucht auf. Aber Frances Willard hatte dank ihrer einfachen Menschenliebe die Gabe, schwierige Situationen leicht zu gestalten.

Sie war jedenfalls gütig und liebevoll, auch besass sie sonst noch viele Gaben, vor allem aber arbeitete sie ständig an ihrem eigenen Charakter und suchte sich zu beherrschen. Schon als junges Mädchen analysierte sie sich und fertigte Listen an von den schlechten Eigenschaften, die sie in sich fand, um sie energisch zu bekämpfen. Sie legte vor sich selber Gelübde ab, schrieb sie in ihre Bibel ein oder versuchte mit Freundinnen zusammen gegen einen Fehler anzukämpfen. In keinem ihrer Gespräche z. B. sagte sie etwas Unfreundliches oder urteilte voreilig. In ihrem Zimmer stand an der Wand geschrieben: «Lasst uns etwas Gutes sagen.» Sie bemühte sich, danach zu handeln und verlangte von ihren Besuchern dasselbe. Niemand durfte ihr etwas Schlechtes von andern erzählen. So begegnete sie den Eigenschaften, die ein gedeihliches Zusammenleben zuhause oder im Verein verunmöglichen.

Natürlich kostete es auch Frances Willard oft grosse Ueberwindung, zu dieser Ruhe und Grosszügigkeit zu gelangen, denn gerade sie empfand Unfreundlichkeit und Mangel an Harmonie doppelt stark. Sie machte es sich aber zur Regel, nie auf einen Brief zu antworten oder ihr Urteil über eine Schwierigkeit zu fällen, bevor sie nicht imstande war, über jeden, der damit zu tun hatte, mild und liebreich zu denken. Mit einer so weisen und sich beherrschenden Präsidentin verlor der Verein sehr wenig Kraft und Zeit mit unfreundlichen Reibereien.

Trotz der vielen Kleinarbeit verlor Frances Willard nie die Uebersicht über die höheren Aufgaben des Bundes. Viele Mitglieder wären zufrieden gewesen mit der Trinkerrettung, einigen Sitzungen, Bazaren und Gebeten und hätten sich um das weitere nicht gekümmert. Für Frances waren das aber nur Teilarbeiten zugunsten ihres grossen Ideals, der Arbeit für Gott, Heim und Vaterland. Ihr Bund sollte eine grosse erzieherische, moralische und politische Aufgabe erfüllen, sollte den Geist der Regierung und der Gesellschaft ändern. Natürlich gelang ihr das nicht vollkommen, aber auf jeden Fall erzog sie ihre Mitglieder so, dass sie weitsichtig und uneigennützig wurden.

Wie sah Frances Willards Arbeit damals eigentlich aus? Welches waren die praktischen Aufgaben, die sie in Angriff nahm? Sie waren so unendlich gross, dass es nur schwer möglich ist, sich ein umfassendes Bild davon zu machen. Der Bund hiess wohl ein «nationaler», aber er war noch lange nicht in allen Staaten organisiert. Frances nahm sich vor, bis zum Jahre 1883, d. h. bis zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Bewegung, die Vereinigten Staaten ganz durchzuarbeiten. Zuerst nahm sie den Süden in Angriff, indem sie hinreiste, an verschiedenen Orten Vorträge hielt und Ortsgruppen gründete. Das tönt sehr einfach, aber welch grosse Bedeutung nicht nur für die Abstinenzbewegung, sondern für die ganze Politik Amerikas dieser Reise zukam, können wir uns erst vorstellen, wenn wir bedenken, dass noch zur Zeit, als Frances in Evanston Schülerin war, der Bürgerkrieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten gewütet hatte. Jetzt war der Krieg wohl beendet, aber eine tiefe Kluft bestand weiter. Frances Willard war eine der ersten, der es gelang, zunächst wenigstens die Frauen der beiden Gebiete zu versöhnen und zu vereinen. Sie wurde der Hoffnungsstern der Frauen des Südens genannt. Eine Frau schrieb: «Nachdem ich sie das erste Mal gehört hatte, lag ich die ganze Nacht wach im Bett aus lauter Freude. Es war eine solch wunderbare Offenbarung für mich, dass es eine Frau wie Frances Willard geben könne. Ich dankte Gott und hatte neue Hoffnung in die Menschheit.» Und eine andere schrieb: «Wir sassen stumm und vernichtet mitten unter den Trümmern unserer Vergangenheit, und es schien, als ob es für uns keine Hoffnung mehr gäbe; aber Fräulein Willard kam, reichte uns ihre kleine, weisse Hand, und ihr Druck gab uns neuen Mut und neue Hoffnung. Sie machte aus dem weissen Band Gottes Olivenzweig des Friedens.» Die Schleife aus weissem Band war schon damals und ist noch heute das Abzeichen des Bundes abstinenter Frauen.

Die Begeisterung war sehr gross, die neugegründeten Ortsgruppen wurden weitergeführt, und zur nächsten Jahresversammlung kamen tatsächlich Frauen aus dem Süden nach Washington und setzten sich neben ihre Bundesschwestern aus dem Norden. So wurden die Schranken der Parteien durch den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, den Alkoholismus, überwunden.

Die grosse Arbeit der «Aufrundung» ging weiter. Frances Willard hielt in jeder Stadt der Vereinigten Staaten, die 10 000 Einwohner oder mehr hatte, einen Vortrag. Auch viele kleinere Städte kamen an die Reihe. So kam es, dass sie mit Anna Gordon in einem Jahr bis 30 000 Meilen reiste und jeden Tag einen Vortrag hielt oder eine Versammlung besuchte, ausgenommen während sechs Wochen Ferien zu Hause bei ihrer Mutter. Nur wenn man daran denkt, wie riesengross die zu durchreisenden Strekken und wie schlecht und unbequem die Verkehrsmöglichkeiten zu jener Zeit waren, kann man ermessen, welchen Aufwand an Kraft diese Arbeit erforderte. Frances Willard liess sich aber nicht entmutigen. Wenn sie an einer Umsteigestelle lange warten musste, so benützte sie die Zeit, um eine improvisierte Ansprache zu halten, manchmal sogar vom Wagenfenster aus. In der Eisenbahn bereitete sie sich für ihre Vorträge vor und erledigte während der Fahrt ihre ungeheuer umfangreiche Korrespondenz, denn neben der Vortragsarbeit liefen alle andern Arbeiten weiter. Auf diese Weise wurde sie die Gründerin einer Menge von Ortsgruppen und Staatsorganisationen, und im Jahre 1883 konnte die W. C. T. U. wirklich «national» genannt werden. Die Eisenbahn- und Schiffsgesellschaften bezeugten ihre Achtung vor dieser fast übermenschlichen Leistung, indem sie Frances Willard oft freie Fahrkarten zur Verfügung stellten.

(Fortsetzung folgt)

Die entscheidende Aufgabe

Es fällt uns schwer, zuzugeben, dass unser Land viel von dem moralischen Ansehen eingebüsst hat, das es früher in der Welt genoss. Manche versuchen, unsere Neutralität so auszulegen, dass sie nirgends Anstoss erregt und wir den grundlegenden Auseinandersetzungen unserer Zeit ausweichen können.

Wir brauchen ein grosses Ziel. Etwas, das jedermann begreifen und wo jedermann von Herzen mittun kann. Etwas, das uns befähigt, unsere Selbstsucht um unseres Landes willen zu opfern, statt unser Land zugunsten unserer Selbstsucht zu opfern.

Der Wettlauf zwischen Ost und West um die Eroberung des Weltraums löst Bewunderung und zugleich tiefe Beunruhigung aus. Wir diskutieren den Kommunismus, die Politik Amerikas, den Gemeinsamen Markt und sind dafür oder dagegen.

Führende Köpfe der Wirtschaft und der Politik warnen vor dem Rennen nach erhöhter Produktion und gesteigertem Umsatz, das Industrie und Geschäftswelt erfasst hat. Andere sind bestürzt, dass immer weitere Volkskreise mehr und mehr Komfort und Freizeit für immer weniger Leistung fordern. Ein Mythos des Wohlstandes scheint unser ganzes Volk zu erfassen.

Die Frage nach der richtigen Stellung der Gastarbeiter beschäftigt zu Recht weiteste Kreise.

Wir lesen Berichte über die Gegensätze zwischen der deutschen Schweiz und dem Welschland. Die Verschiedenartigkeit, die einst unsere Stärke ausmachte, scheint ein schwacher Punkt im Gefüge zu werden.

Eine latente Spannung herrscht in den Beziehungen zwischen Landwirtschaft und Industrie und hat begonnen, hüben und drüben die Atmosphäre zu vergiften.

Wir erwägen alles mögliche, gehen aber an der Wurzel des Malaise vorbei.

Die Ursache der Krise

Der eigentliche Grund für das Unbehagen ist die Aufweichung des Charakters unseres Volkes. Es ist die Auflehnung gegen Gott, die dazu führt, dass der moralische Kompromiss im privaten, geschäftlichen und öffentlichen Leben als normal angesehen wird. Vor lauter Jagen nach Volkstümlichkeit und Beliebtheit haben immer weniger Menschen den Mut zu tun, zu sagen und zu fordern, was recht ist. Berichte über das Ausmass der Perversion, der Abtreibungen, der Ehescheidungen, der Steuerhinterziehung werden mit Achselzucken und Resignation hingenommen.

Die entscheidende Aufgabe ist es, uns gründlich und drastisch in grösstem Ausmasse mit der menschlichen Natur auseinanderzusetzen, sonst wird das Gefühl von Leere, Unruhe und Unzufriedenheit trotz unseres wachsenden Wohlstandes in unserem Volke weiter zunehmen.

Wer glaubt, dem ganzen Volk eine neue Bestimmung geben zu können ohne eine Änderung des Menschen selbst, gehört zu den Idealisten, deren schöne Pläne Millionen enttäuscht haben. Eine Änderung im Herzen des Menschen zu erwarten mag ein Akt des Glaubens sein. Aber eine Änderung in der menschlichen Gesellschaft zu erwarten ohne Änderung des Einzelnen ist ein Akt der Torheit.

Echte Patrioten setzen sich ein für diese Änderung des Menschen, zuallererst bei sich selbst. Sie geben ihr Leben, um ihr Land und die ganze Welt unter Gottes Herrschaft zu bringen.

Ein Walliser sah einen Film. Er war einer der 300 000 Schweizer, die in den letzten zwei Jahren «Krönung des Lebens» besuchten. Gott rührte sein Herz. Seine Sucht nach immer grösserem wirtschaftlichem Erfolg und andere Leidenschaften fielen von ihm ab. Er wurde ein anderer Mensch. Er ging nach Südamerika. Dort fanden Kommunisten durch ihn einen kämpferischen christlichen Glauben. Korrupte Geschäftsleute lernten sauber leben und kehrten zur Kirche zurück. Er ging nach Kerala in Süd-Indien, war dabei, als 200 000 Menschen in den Strassen der Hauptstadt Trivandrum die Versöhnung der einstigen Feinde, des Führers der Hindu, Padmanabhan, mit den massgebenden Christen, bejubelten. Ein höher kirchlicher Würdenträger sagte zu ihm und seinen Freunden: «Sie tun, was getan werden muss. Ihr Einsatz gibt uns Mut für unsere Aufgabe.»

Ein Zürcher Industrieller, Mitbesitzer einer Zeitschrift, vernahm die Botschaft in Caux. «Unser ganzes Volk muss davon wissen», sagte er. Durch die «Silva-Revue» erfuhren wenige Monate später 1,7 Millionen Schweizer Familien von dem, was geschieht, wenn Menschen auf Gott horchen.

Ein Mann sah «Krönung des Lebens» in Basel. Er wusste um die Gefahren, die unser Land bedrohen und um die «versteckte, kaum merkliche und schwer festzustellende Arbeit langsamer und geduldiger Aushöhlung», von der Bundespräsident Chaudet kürzlich sprach, «welche unsere Überlieferungen, unsere nationale Gesinnung, unseren Lebenswillen bedroht.» Als Redaktor des «Schweizer Soldat» gab er auf den 1. August eine Nummer dieser Zeitschrift unter dem Titel «Wehrbereitschaft im ideologischen Krieg» heraus. In seinem Vorwort schrieb er: «Moralische Aufrüstung ist weder Religions- noch Konfessionsersatz. Sie ist praktisch gelebtes Christentum und erfordert den ganzen Menschen. Dies erklärt uns, weshalb diese Ideologie heute, im Zeitalter des kalten Krieges, eine klare Antwort auf Korruption, Kommunismus und Krieg zu geben vermag.»

Der Sprung nach vorn

Präsident Ngo Dinh Diem von *Vietnam* sprach über den «grossen Sprung nach vorn» der Moralischen Aufrüstung, als er im Juni 1962 eine Einsatzgruppe mit dem japanischen Schauspiel «Der Tiger» in sein Land einlud. «Der Tiger» wurde in dreissig Tagen in sieben Städten 26mal aufgeführt. Der Präsident erklärte: «Aus allen Ecken Vietnams hört man das Echo der Moralischen Aufrüstung. Ihr Einsatz hat die innere Festigkeit unseres Volkes neu gestärkt.»

Bei ihrer Rückkehr nach *Japan* im Juli dieses Jahres wurde diese Einsatzgruppe von Ministerpräsident Ikeda empfangen. Er erklärte: «Die bemerkenswerten Ergebnisse Ihrer Aktion – insbesondere in Südamerika – beweisen nicht nur, dass Sie grossen Erfolg in der Schaffung gegenseitigen Verstehens gehabt haben, sondern auch, dass unsere Nation entschlossen ist, sich für den Frieden der Welt einzusetzen.» In wenigen Wochen wird in Odawara, am Fusse des Fujiyama, das neue, grosse asiatische Zentrum für Moralische Aufrüstung eröffnet, das nach der Überzeugung des Ministerpräsidenten «die Freundschaft unter den asiatischen Ländern stärken und zu einem dauerhaften Frieden in Asien beitragen» wird.

Schweizer Geschäftsleute und Politiker mit Bergleuten aus dem Ruhrgebiet gehörten zu einer internationalen Einsatzgruppe, die auf Einladung afrikanischer Staatsmänner daran arbeitet, die Grundlagen für die Freiheit und Einigkeit des Kontinents aufzubauen. Führende Schwarze und Weisse luden sie nach *Südafrika* ein. Nobelpreisträger Lutuli dankte ihnen für ihre «gute Saat, die aufgehen wird. Sie wird nicht nur unserer Freiheitsbewegung zugute kommen, sondern auch den Völkern Afrikas, die bereits frei sind.»

In *Léopoldville* wurden sie von Präsident Kasavubu und General Mobutu willkommen geheissen. Der kongolesische Aussenminister, Justin Bomboko, erklärte am 2. August 1962 bei einem offiziellen Empfang, den er für die Einsatzgruppe gab: «Die Moralische Aufrüstung hat bereits einen wesentlichen Beitrag zur Überwindung der Gegensätze im Kongo geleistet.»

Jomo Kenyatta, der Präsident der African National Union in *Kenia*, bat um die Synchronisierung des afrikanischen MRA-Films «Freiheit» in die Suaheli-Sprache. In den letzten Monaten haben 400 000 Menschen diesen Film in Kenia gesehen.

Vor drei Wochen wurde im neuen Filmstudio auf der Insel Mackinac, USA, dem amerikanischen Zentrum für Moralische Aufrüstung, die laufende Produktion von Filmen, Fernsehstreifen und Radioprogrammen in vielen Sprachen aufgenommen. Zurzeit wird dort das von Studenten der San-Marcos-Universität *Peru*, geschaffene Schauspiel «El Condor» verfilmt. Noch vor eineinhalb Jahren ist an dieser Universität der damalige amerikanische Vizepräsident Nixon bespuckt und mit Steinen beworfen worden. Ihr Schauspiel zeigt den Weg zur Überwindung von Korruption und Hass. Eudocio Ravines, der von Mao Tse-tung im Kommunismus geschult worden und von Moskau mit der Durchführung der Revolution in Chile beauftragt worden war, erklärte in Mackinac: «Die Botschaft des ‚Condor' hat bereits in Peru, Chile und Nordostbrasilien Blutvergiessen verhindert.»

Unter dem Thema «*Die entscheidende Aufgabe des modernen Menschen*» begann in *Caux* am 27. Juli eine Weltkonferenz für Moralische Aufrüstung. Bundespräsident Paul Chaudet rief in einer Grussbotschaft an die Konferenz zum «gemeinsamen Einsatz aller Kräfte» auf, damit das «Werk für eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den Menschen» zum Erfolg geführt werden könne.

Den gewaltigen Opfern, die unser Volk für den Ausbau der Landesverteidigung bringt, müssen entsprechende Anstrengungen zur Stärkung unserer geistigen und moralischen Widerstandskraft gegenüberstehen. In dieser Überzeugung möchten die Unterzeichneten das Gedankengut dieser Seite jedem freiheitsliebenden Schweizer Bürger anempfehlen.

Nationalrat Willy Arni, Mühledorf SO
Nationalrat Jakob Bächtold, Bern
Nationalrat Otto Bienz, Heitern BE
Nationalrat Josef Diethelm, Siebnen SZ
Nationalrat Joseph Leu, Hohenrain LU
Nationalrat Dr. Joseph Odermatt, Buochs LU
Nationalrat Willy Sauser, Zürich

Für den Osten und den Westen

Im September befasst sich die Konferenz in verschiedenen Abschnitten mit Fragen der Weltpolitik, der Erziehung, der Industrie, der öffentlichen Meinungsbildung und der Entwicklungsländer.

Die Menschheit steht heute vor der Entscheidung, moralisch aufzurüsten oder unterzugehen. Das gilt für den Westen. Das gilt für den Osten. Es gilt für den Einzelnen. Es gilt für die Regierungen. Und es gilt für unser Volk.

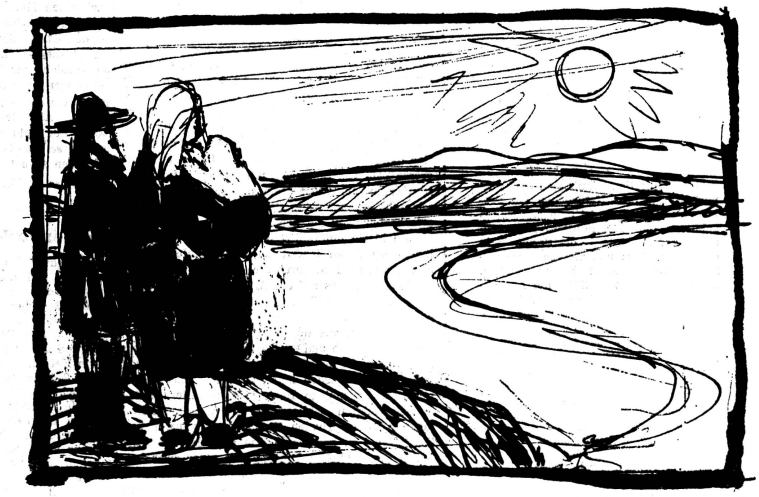
Der Kommunismus wird überholt sein, wenn die marxistische Welt sich einer Gesellschaftsordnung gegenübersieht, die revolutionärer ist als ihre eigene. Die leidenschaftliche Gottlosigkeit der kommunistischen Welt wird überwunden werden durch eine grössere Leidenschaft der freien Welt: die Entschlossenheit, den Willen Gottes zur Richtschnur der Völker zu machen.

Unsere traditionelle militärische und politische Neutralität trug wesentlich dazu bei, dass unser Land inmitten der Konflikte der letzten fünfzig Jahre unabhängig blieb. Wir können aber der unbequemen Tatsache nicht länger ausweichen, dass es im ewigen Kampf zwischen Gut und Böse keine Neutralität gibt. Es braucht nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine persönliche Entscheidung: die Entscheidung, Gottes Willen zu gehorchen und absolute moralische Massstäbe mutig zu bejahen und in unserem persönlichen, beruflichen und öffentlichen Leben anzuwenden. Unsere Verantwortung gilt heute nicht nur unserem eigenen Staate. Sie gilt der Erhaltung und dem Durchbruch der Freiheit in der Welt überhaupt, der Freiheit, das zu tun, was recht ist.

Aus dieser geistigen Haltung heraus und mit ihrem materiellen Wohlstand kann, muss und wird die Schweiz einen wesentlichen Beitrag zur Schaffung einer neuen Ordnung leisten, in der alle Rassen und Klassen schöpferisch zusammenwirken.

Dies ist die wahre Bestimmung eines neutralen Landes – unsere entscheidende Aufgabe. Sie erfordert Gut und Ehre, Leib und Leben eines jeden, der bereit ist, die Welt unter Gottes Führung neu aufzubauen.

Das neue Israel



Märchen — die wahre Geschichten sind

«Es war einmal» — so begannen die Märchen unserer Kinderzeit.

Die Geschichten, die in Israel erzählt werden, beginnen so:

«Vor dreieinhalb Jahren war hier nur trockene Wüste mit dürrem Gestrüpp.»

«Vor sechs Jahren war hier weit und breit kein Haus zu sehen.»

«Vor 15 Jahren waren hier Sanddünen, die immer verheerender ins Landesinnere wanderten.»

«Vor 20 Jahren war dieses Gebiet eine öde vegetationslose Karstlandschaft.»

Es sind aber keine Märchen, sondern wahre Geschichten, die eine erstaunliche, immer aufs neue verblüffende Realität bezeichnen.

«Vor dreieinhalb Jahren war hier nur trockene Wüste» — jetzt erhebt sich an dieser Stelle im Negev die neue Stadt Dimona. Farbig und mit grossen Balkonen versehen, präsentieren sich die neuen Wohnquartiere, die bereits heute mehr als 3000 Einwohner beherbergen. Strassenzeile um Strassenzeile ist im Bau, um neue Einwanderer aufnehmen zu können, denn noch immer suchen jeden Monat gegen 2000 Juden aus aller Welt Schutz im neuen Judenstaat. Die ersten Eukalyptusbäume fächeln schüchtern im Wüstenwind; junge Gartenanlagen zaubern Farbe in die braungraue Landschaft. Die Stadt ist planmässig gebaut; die Wohnquartiere sind vom Industriebezirk getrennt, in dem die reichen Mineralvorkommen des Negev und des Toten Meeres verarbeitet werden: Phosphate, Kupfer, Bitumen, Mangan, Feldspat, Chrom, Schwefel und noch viele andere. Ein Einkaufszentrum erleichtert der Hausfrau die Besorgung ihrer Einkäufe. Bereits funktionieren die Kindergärten, um die Kinder der berufstätigen Frauen aufzunehmen. Die Mütterberatungsstelle hat Hochbetrieb: Frauen aus allen Ländern des Nahen Ostens, ja sogar aus Indien, aus dem Balkan bringen ihre schönen Babies zur Kontrolle. Am Anfang war das nicht selbstverständlich, sie hatten noch nie etwas von Säuglingspflege gehört. Jetzt aber ist das Eis gebrochen, die stolzen Mütter Israels, die rassisch zu den verschiedensten Völkern gehören, drängen sich in den Warteräumen.

Ungefähr zwei Autostunden südöstlich von Dimora werden die Strassenzüge für eine neue Stadt, Arad, gezogen. Die Stadt ist fertig geplant, sie soll, wie Dimora, in einigen Jahren 20 000 Menschen umfassen. Noch ist ringsherum alles Wüste, aber die gewaltigen Wasserröhren, die das Wasser des Yarkon aus dem Norden des Landes in den Negev geleiten, liegen bereit. Dann werden sich auch um diese Stadt die gewaltigen Getreide- und Baumwollfelder ausdehnen; die Bananen werden gedeihen und die Reben; Stück für Stück wird die Wüste Negev fruchtbares Land, nachdem sie während Tausenden von Jahren nur spärlichen Beduinengruppen ein kärgliches Auskommen gestattete. Negev, das Wunder.

«Vor sechs Jahren war hier weit und breit kein Haus zu sehen.» Wir stehen in Kyriat Gat, einer uralten Siedlung des nördlichen Negev. Heute ist Kyriat Gat das 1955 gegründete Zentrum einer Siedlungs-Versuchszone, die unter dem Namen «Lakhish-Projekt» bekannt ist. Die Stadt zählt 1962 13 000 Einw. und ist für ungefähr 40 000 geplant. Man rechnet, dass diese Zahl in acht bis zehn Jahren erreicht sein wird. Die Wohnquartiere gruppieren sich locker um das Verwaltungs- und Einkaufszentrum; die Industrie liegt im Osten der Stadt und umfasst bis heute die grösste Zuckerfabrik des Landes; eine Baumwoll-Entkernungs-Maschinenfabrik; eine Baumwollspinnerei und mehrere Webereien mit zugehöriger Konfektions-Fabrik, und eine Erdnussverarbeitung; alles Industrien, deren Rohstoffe im eigenen Bezirk angebaut werden, der vor ein paar Jahren noch Oedland war. Eine grosse Landwirtschaftsmaschinen- und Traktoren-Station bedient den ganzen Bezirk, der etwa so gross ist wie der Kanton Zürich. Er umfasste 1960 54 Dörfer, von denen die Hälfte seit der Staatsgründung, also in 12 Jahren, entstanden ist. Sie zählen, ohne das Zentrum Kyriat Gat, gut 15 000 Menschen. Von dem verfügbaren ausbaufähigen Land ist heute ungefähr ein Drittel angebaut, bietet also reiche Möglichkeiten für weitere Existenzgründungen von Neusiedlern. Ein Gymnasium und ein gut eingerichtetes Krankenhaus steht ebenfalls für die Einwohner der ganzen Versuchszone zur Verfügung. Die Schüler des Gymnasiums werden mit einem Sonderautobus aus ihren Aussendörfern geholt und zurückgebracht.

Diese Aussendörfer liegen in Abständen von 5 bis 7 Kilometern in einem Kreis um das Zentrum entfernt. Dazwischen dehnen sich die neuen Felder. Jedes Dorf besitzt eine Primar- und Sekundarschule, ein Kulturhaus mit Theatersaal, Kino und gut dotierter Bibliothek. Jede Dorfeinheit ist von einer ethnisch geschlossenen Gruppe bewohnt — Marokkaner, Aegypter, Kurden, Ungarn des Fluchtjahres 1956, Polen usw. Um diese Dörfer gruppieren sich ihrerseits je fünf bis acht kleinere Dörfer, Weiler, die nur eine Primarschule besitzen, aber ihre Kinder in das Hauptdorf zur Schule schicken können. Alle Satellitendörfer mit ihren Weilern sind auf das Zentrum Kyriat Gat bezogen; sie haben dort ihren Arzt, ihre Fürsorgerin, die Hebamme, den landwirtschaftlichen Berater. Es gibt keine ungesunden Ansammlungen von allzu vielen Menschen, keine Wohneinheit ohne die notwendigen sozialen Einrichtungen. Das System erlaubt auf diese Weise, dass auch der kleinste Weiler von den Fortschritten der Zivilisation in vollem Ausmasse profitieren kann. Die kleinen Einheiten garantieren die Erhaltung der ethnischen Besonderheiten; aber die zentrale Schule, in der die Kinder aus allen ethnischen Gruppen zusammenkommen, ermöglicht die Amalgamation der verschiedenen Völkerschaften und das Entstehen der neuen Nation. Der Militärdienst, der für alle Knaben und Mädchen vom 18. Lebensjahr an obligatorisch ist, vervollständigt den Verschmelzungsprozess. Lakhisch ist eine von mehreren Siedlungsversuchszonen.

«Vor 15 Jahren waren hier nur Sanddünen, die immer verheerender ins Landesinnere wanderten.»

Wir liegen auf Streckstühlen am Ufer des Mittelmeeres im Kibbuz Sdot Yam, nahe der Ruinenstadt Cäsarea. Die schmucken Häuschen des Kibbuz — je anderthalb Zimmer für jedes Ehepaar – verschwinden unter den dichten Laubdächern der Bäume; prächtige Blumenbeete leuchten überall auf; die Schulhäuser, die zugleich die Wohnhäuser der Kinder sind, das Kulturhaus, die Fabriken — alles ist in des Wortes wahrster Bedeutung «auf Sand gebaut», wie die unendlichen Felder mit Bananen, Getreide, Wein, Baumwolle, alles mit unvorstellbarem Fleiss und Idealismus, aber auch mit kühler wissenschaftlicher Berechnung – dem Meere abgerungen. 500 Menschen fanden hier eine glückliche Heimat. Der Kibbuz Sdot Yam ist eine von vielen Siedlungen, die auf Sand gebaut sind.

«Vor 20 Jahren war dieses Gebiet eine vegetationslose Karstlandschaft.»

Dunkel wogen heute die Wälder über den rundlichen Kuppen der Berge von Judäa, Obergaliläa und in der Ebene von Jezreel; Millionen von Bäumen wurden und werden gepflanzt; jeder einzelne ein Sorgenkind, der wie ein zarter Säugling die ersten zwei Jahre gehegt, mit Schutzmäuerchen und Tränkgrube umgeben werden muss. Manche vier- bis zehnjährigen Pflanzungen sehen wie die rundlichen Rücken riesiger Stachelticre aus. Die guten Autostrassen, die das Land durchziehen, sind kilometerweit mit Eukalyptusbäumen gesäumt; diese wachsen rasch und sind herrliche Schattenspender und Windbrecher, hinter denen riesige neue Pflanzungen gedeihen.

Bei uns gilt das Wort: «Hast du einen Raum, so pflanze einen Baum.» In Israel wird der «Raum», bevor das Bäumchen gesetzt wird, daraufhin untersucht, ob unter dem Oberflächen-Geröll überhaupt noch Humus vorhanden und welches seine chemisch-biologische Zusammensetzung ist, denn kein Baum wird aufs Geratewohl gepfanzt, keine Siedlung aufs Ungefähre begonnen.

*

Noch eine kleine nüchterne Statistik über fertiggestellte Gebäude:

	1949	1959
Wohnungen	748 665	1 976 000
Oeffentliche Gebäude	27 655	229 000
Industrielle Bauten	40 311	306 000
Geschäftsbauten	26 148	87 000
Hotels und Pensionen	—	9 000

Bis zum Sommer 1962 sind noch einmal einige zehntausend Wohnungen dazugekommen, in einem Land, das knapp halb so gross ist wie die Schweiz, dessen Einwanderer in den letzten Jahren zum grössten Teil ungelernte Analphabeten sind und das beständig unter der Drohung lebt, von den umgebenden arabischen Staaten vernichtet zu werden. Es ist ein Trost, zu wissen, dass wir nicht sagen müssen: Es war einmal, sondern mit Zuversicht bekräftigen können: Es ist. RKF

Yvonne und der Kibbuz

Es war Frau Luci Aronzon, die mich in den Kibbuz Een Hanaziv einlud, der in der Nähe von Beit Shean gelegen ist. Frau Aronzon wurde in Finnland geboren, lebte später jedoch in Norwegen. Dann heiratete sie einen Rabbiner aus Polen und so gelangten sie nach Israel, wo ihr Mann in der Nähe des Kibbuz sein Amt als Schulleiter ausübt, während es Lucis Aufgabe ist, den Fremden die Sozialwerke der Misrachi-Frauen, der religiös-nationalen Bewegung Israels, zu zeigen. Sie ist also eine Art «Fremdenführer in der Wüste», wie ich scherzend meinte, und sie entledigt sich dieser Aufgabe mit viel Geschick, Sprachkenntnis und Charme. Lucis Kinder, ein fünfzehnjähriges Mädchen und ein zehnjähriger Bub, besuchen im Kibbuz die Schule. Ein erwachsener Sohn studiert in Norwegen Medizin.

So war ich an einem Sonntagvormittag in Tel-Aviv in eins der Taxis gestiegen, die mehrere Personen befördern, praktischerweise einen Teil des Verkehrs besorgen und sehr billig sind (das einzige, was in diesem Land billig ist). An Gemüsefeldern, Zwiebelkulturen und Blumen vorbei, gelangen wir nach Beit Shean, das eine der ältesten Städte der Welt ist und heute hauptsächlich von Einwanderern aus Afrika bewohnt wird. Ich hatte Glück, denn kaum hatte mich das Taxi entlassen, so kam ein Camion, der zum Kibbuz fuhr. In Israel reist alles per Anhalter.

Ich kam also zum Mittagessen an, das von 12—2 Uhr ausgegeben wird und das sehr reichhaltig ist. Die modern eingerichtete Küche erlaubt es, die Speisen lange warm zu halten. Der Essaal wird gerade um fast das Doppelte erweitert.

Ueber die Kibbuzim ist schon viel berichtet worden. In Een Hanaziv handelt es sich um eine kleinere Gemeinschaft von 280 Insassen — der grösste Kibbuz zählt deren 1700 —, in dem jede Familie über ein Einzimmerhäuschen verfügt, von denen zwei bis drei aneinandergebaut sind. Da die Kinder nicht bei den Eltern wohnen, sondern nur zu Besuch kommen, genügt dies. Die Familie Aronzon ist bisher kein Kibbuz-Mitglied — Luci arbeitet ja in Tel-Aviv und kommt nur zum Wochenende — und bewohnt daher ein zweizimmriges Häuschen, in dem manches, so ein Paar Lappenschuhe vor der Tür, an die ursprüngliche nordische Heimat erinnert. Hier hat sich nun auch Lucis Tochter Yvonne eingefunden und nach dem Kaffee verabschiedet sich Luci. In der Schule ihres Mannes findet eine Elternzusammenkunft statt, und sie hat versprochen, dorthin zu kommen. So bleibe ich also mit Yvonne allein, die eifrig damit beschäftigt ist, eine Basttasche zum Geburtstag der Mutter anzufertigen. Yvonne ist ein sehr hübsches und apartes Mädchen, und so begreife ich, dass sie die Kinderhauptrolle in dem Film «In solch' einer Nacht ...» gespielt hat. Allerdings hat nicht sie selbst, sondern ihre Mutter davon berichtet. Ob ihr denn diese Handarbeit nicht manchmal verleidet sei, möchte ich wissen. «I have to do it», sagt sie, und ihr kleines Gesicht wird ganz ernst dabei. Diese Worte sind kennzeichnend für die Tätigkeit jeder Frau in Israel.

Wir sitzen draussen auf dem Rasen — im Dezember — schauen zu den Blumenbeeten, die Luci angelegt hat. Wenn man bedenkt, dass der Kibbuz an dieser Stelle erst seit dem Jahre 1948 besteht und die gärtnerische Anlage nicht viel älter ist, so wundert man sich über die üppige Vegetation.

Inzwischen erzählt Yvonne auf englisch, dass sie Lehrerin werden möchte, dass sie nicht für den allerdings notwendigen Militärdienst sei und dass man unbedingt noch eine Sprache aus Ivrith lernen sollte. «Unser Schulenglisch ist sehr schlecht», sagt sie bekümmert. «Ich weiss auch, dass das Land, die Umwelt, die Umgebung die Menschen formen und erst unsere Kinder werden richtige Israelis sein, hoffentlich. Ich würde gern Italien besuchen, seine Kunstschätze sehen, denn wir reisten über Holland und Portugal hierher. In der ersten Zeit fehlten mir meine Freundinnen, aber dann gewöhnte ich mich und lernte in kurzer Zeit Ivrith, das ich auch mit meinen Eltern spreche. Norwegisch nützt mir hier leider gar nichts.»

Dann steht Yvonne auf und meint, es würde bald dunkel werden, und sie wolle mir vorher noch den Kibbuz zeigen. Ein anderes kleines Mädchen mit blonden Zöpfen gesellt sich zu uns. Zuerst besuchen wir die Säuglinge mit ihrer aus Deutschland stammenden Betreuerin. Dann gelangen wir zu den Aufenthalts- und Schlafräumen der Grösseren und werfen einen Blick in die Wirtschaftsräume. Schliesslich landen wir bei den Hühnerställen, wo zum Entsetzen der Mädchen einige kleine Mäuse umherhuschen. Wir betrachten die schwarz-weissen Kühe, die Kälber und das Maultier. «We have nothing, but all is ours» — «wir besitzen nichts, aber alles gehört uns» —, bemerkt Yvonne, und dieser Satz dürfte das Motto für das Gemeinschaftsleben in einem jeden Kibbuz sein, sei er religiös wie dieser oder sei er eher weltlich eingestellt.

Langsam wird es Nacht. So spazieren wir noch zum romantisch gelegenen Swimming-Pool. «Da schwimmen wir im Sommer», erklärte Yvonne. «Aber es ist auch ein hübscher Ort für Liebespaare, und nun bekommt ihr Gesicht einen zärtlich versonnenen Ausdruck. Ob sie nicht heiraten wolle, möchte ich wissen. «Warum nicht?» sagt sie und wird rot.

«Immer ist dieses Mädchen verliebt», meint ihre Mutter später in komischer Verzweiflung. — Weiter unten gibt es Baumwollfelder. — «Dort drüben ist Jordanien», sagt Yvonne. «Ein Kibbuz ist nur zwei Kilometer von der Grenze entfernt. — Gefährlich. Man gewöhnt sich daran. Im Augenblick ist es ruhig. Wir waren jetzt vier Tage mit dem Camion unterwegs» — es ist nach den Chanukkaferien —, «um unser Land anzuschauen. Es ist klein, das ist wahr, es war einstmals viel grösser, aber lieber Frieden und klein als grösser und Krieg.»

Im Kulturhäuschen, in dem sich ausser den Zeitungen des Landes englische, amerikanische und Schweizer Zeitschriften befinden, gibt es Enzyklopädien und schöne Kunstmappen. Der Raum ist behaglich eingerichtet mit guten Reproduktionen an den Wänden. Daneben ist der Kultraum, da sich die Synagoge erst im Bau befindet.

Am Abend sind auch die Eltern Aronzon zurückgekehrt. Die Nachbarin, eine Schweizerin aus dem Thurgau und seit Jahrzehnten im Kibbuz, kommt, um mich zu begrüssen. «Die Pionierzeit ist vorbei», meint sie, «damals lebte man im Zelt und bei Petroleumlicht. Für die Kinder ist der Kibbuz ein Paradies. Sie wachsen in der Gemeinschaft auf, und jedes Kind hat seine Gruppe. Wir Eltern haben nur Vorteile davon. Natürlich sind die Menschen hier auch nicht alle Engel, und so gibt es gelegentlich Meinungsverschiedenheiten zwischen Eltern und Erziehern, die aber vom Erziehungscomité beigelegt werden.»

«Die Hauptgefahr im Kibbuz», meint Luci später, «ist die Verengung, es gibt hier Leute, die niemals draussen waren und die auch gar kein Interesse an der Aussenwelt nehmen, aber um so leidenschaftlicheres an ihren hiesigen Nachbarn.»

Dann fragt mich Herr Aronzon, ob ich am nächsten Morgen seine Schule besichtigen wolle. Die Tür schliesst sich, ich schaue zu den Lichtern von Jordanien und zu der Stelle am Jordan, wo Jakob mit dem Engel kämpfte: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn ...» Wie gut das hierher passt.

Hilde Wenzel

Ach — diese Ferien!

(sfd) Zivilisation könnte man die Kunst nennen, aus dem Natürlichen ein Problem zu machen. So ist es uns glücklich gelungen, die problemloseste Errungenschaft der Moderne — die Ferien — in eine Hirn, Herz und Nerven strapazierende Angelegenheit zu verwandeln. Selbstverständlich bestätigt die Ausnahme die Regel. Es finden sich auch heutzutage noch «Ferienlebenskünstler», aber wer wagte sie zu zählen?

Das Schönste — die Improvisation — wird uns bekanntlich immer schwerer gemacht. Weh dem, der zur Zeit der Saison — und wann wäre heute nicht Saison? — eine Fahrt ins Blaue unter die Räder nimmt! Er bilde sich ja nicht ein, am Abend irgendwo à la «Weisses Rössel» herzlich bewillkommt zu werden und ein pralles Federbett zu finden. «Besetzt» brummen die Portiers, und vornehmere Häuser zeigen durch ein ausgehängtes Schild dem müden Ankömmling, dass die Betätigung der schweren Schwingtüre eine nutzlose Kraftverschwendung wäre. Selbst der Anhänger der Schneckendevise — «trage dein eigenes Häuschen mit dir» — kann unliebsame Ueberraschungen erleben. Denn die «bepflockbaren» Quadratmeter auf renommierten Zeltplätzen sind nachgerade zur Mangelware geworden. Und keiner wiege sich in dem frommen Wahn, dass im bodenarmen Schweizerland an irgendeinem idyllischen oder lauschigen Plätzchen der biblische Spruch in die Tat umgesetzt werden dürfte: «Hier ist gut sein. Hier lasst uns Hütten bauen!» Er hätte die Rechnung ohne den (Land)wirt gemacht!

Weil die Zeit der Improvisation vorbei ist, sind die Planer auf den Plan getreten. Sie wissen, dass es heute geradezu ein Wagnis geworden ist, Ferien auf gut Glück machen zu wollen. Rechte Ferien müssen vorbereitet sein! Auch der Feriendilettant ist darüber aufgeklärt, dass Ferienhäuschen in der Schweiz und auch Zimmer zu erschwinglichen Preisen in Pensionen und Hotels, am besten gleich bei der Abreise fürs kommende Jahr zum voraus reserviert werden. Das hat den Vorteil, dass das «Ferienglück» trotz Planung mit einem leichten Nervenkitzel verbunden ist. Denn einmal vorbestellt, gibt's kein Zurück — wenigstens kein Zurück im Sinne einer Verschiebungsmöglichkeit in Anbetracht fallender Barometer und heranrückender Tiefs. Gereist muss werden, auch wenn es Bindfäden regnet. Man hat reserviert, und darum ist das Wetter völlige Nebensache. Wetter? Welcher Naivling wagte es, heute noch verwegene Wetterwünsche in seinem Busen zu nähren? Da gelten ganz andere Grundsätze: «Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!» (Shakespeare.)

Beneidenswert sind unter solchen Umständen bestimmt die «Geschleusten». Sie schaffen sich alle Sorgen — Ferien-sorgen, auch das gibt es! — vom Leib, indem sie einen grünen Check ausfüllen und sich zur angegebenen Stunde beim Autocar einfinden, wo sich eine Gesellschaft reizender Leute aus allen Schichten und Altersstufen zusammendrängt. Programmgemäss werden die Sehenswürdigkeiten «erledigt», der Photoapparat dispensiert einen vom Betrachten; die vielen Jahreszahlen, eindrucksvoll aneinandergereiht durch kundige Führer, erzeugen die nötige Ehrfurcht vor den Steinen, die man gesehen haben muss. Die Betten stehen bereit. Die Mahlzeiten lassen meist nicht zu lang auf sich warten; sie tragen den heimischen Gewohnheiten Rechnung — natürlich unter Einschluss jener Ortsspezialitäten, die in den Schenswürdigkeiten inbegriffen sind. Es versteht sich von selbst, dass seriöse Unternehmen die Gäste je nach Reiseroute durch Gässchen oder in Lokalitäten führen, die man allein nie zu betreten wagte. Man lässt sich gegen Zuschlag — aber ganz harmlos natürlich — vom Atem eines zwielichtigen Nachtlebens umwehen und findet dank umsichtiger Leitung zur rechten Zeit den rechten Weg ins Hotel zurück. Ueberraschungen sind ausgeschlossen, es sei denn, dass man auf eine «improvisierte» Gruppe Musiker stösst, die in den malerischen Trachten der Nation den Mond und die Sterne besingen.

Ist es erstaunlich, dass gebrannte Kinder die Losung herausgegeben haben: «Mach Ferien zu Hause!»? Sind doch solche Urlaubstage nicht nur dem Geldbeutel äusserst zuträglich, sondern meist auch den Nerven. Aber diese wohltuende Einrichtung ist leider nicht allen Berufskategorien zu empfehlen. «Ferien zu Hause» ist ein Luxus, den sich nur Beamte und Fixbesoldete leisten können. Sie bleiben unbehelligt. Sie mögen sich ruhig auf den stolzen Spruch berufen «My home is my castle» oder auf gut deutsch: «Hausglocke und Telephon sind ausgeschaltet.» Geschäftsleute, Direktoren und Selbständigerwerbende rettet nur die Flucht ins Ausland.

Ja, Ferienmachen ist ein Problem! Und sollte diese «Zivilisationskrankheit» noch weiter um sich greifen, dann darf es uns nicht wundern, wenn in unserer kursfreudigen Epoche über kurz oder lang Ferienkurse für glückhafte Feriengestaltung ausgeschrieben werden.

Fritz Freiheer

Weil sie neben sich eine Frau hatten...

Ich möchte, dass man den Männern, und, so möchte ich hinzufügen, den Frauen folgendes vorwürfe: «Nichts fiel mir während der langen Erfahrungen, die ich im öffentlichen Leben machte, mehr auf, als der Einfluss, den die Frauen hier ausüben. Ich zweifle nicht daran, dass sie es sind, die jeder Nation ihr moralisches Temperament verleihen, das sich dann in der Politik auswirkt. Ich könnte eine grosse Zahl von Beispielen mit Namen anführen... Hundertmal im Laufe meines Lebens sah ich, wie schwache Männer echte staatsbürgerliche Tugenden offenbarten, weil sie neben sich eine Frau hatten, die sie hierin unterstützt hatte. Sie taten es nicht, indem sie ihnen irgend welche besondere Taten empfahlen, sondern durch die Ausübung eines stärkenden Einflusses auf die Art, wie die Männer im allgemeinen die Pflicht oder selbst den Ehrgeiz zu betrachten hatten. Ich muss aber gestehen, dass ich viel öfter sah, wie der häusliche Ansporn daheim einen Mann nach und nach verwandelte. Wie dieser Mann, dem die Natur Edelmut, Uneigennützigkeit und Grösse verliehen hatte, zu einem ehrgeizigen, feigen und gemeinen Egoisten wurde, der in den Staatsgeschäften schliesslich nur noch ein Mittel sah, um seine privaten Verhältnisse bequem und komfortabel zu gestalten. Wie ging das vor sich? Durch den täglichen Umgang mit einer zwar braven Frau, die wohl eine treue Gattin und Hausmutter war, aber keine Ahnung von dem grossen Begriff der Pflicht in der Politik hatte, in seinem energischsten und besten Sinne. Die Ursache, welche einen Menschen der Macht verlustig gehen lässt, ist der Umstand, dass er ihrer unwürdig geworden ist. — Man will aus mir absolut einen Parteimenschen machen, obwohl ich es nicht bin. Man unterschiebt mir Leidenschaften, und ich habe nur Meinungen oder besser, ich habe nur eine Leidenschaft, die Liebe zur Freiheit und zur menschlichen Würde. Alle Regierungsformen sind in meinen Augen nur mehr oder weniger vollkommene Mittel, um diese heilige und legitime Leidenschaft des Menschen zu befriedigen.»

Alexis de Tocqueville, gesammelt von H. Sp.-L.

Feuerwerk über dem Bodensee

Ein Rausch des Blühens, Glitzerns und Strahlens herrschte bei dem glanzvollen Seenachtfest zweier Städte: Konstanz und Kreuzlingen. Für jeden der 100 000 Besucher auf deutscher und auf Schweizer Seite brannte ein Lichtlein; denn für diese Schau waren auf dem Bodensee 50 000 Leuchtrosen ausgesetzt und 20 000 Lichter und Lampions angezündet, die in Ketten, Leuchtbäumen und reizvollen Girlanden in Gärten und Anlagen rund um die Konstanzer Bucht erstrahlten. Bevor die Sonne endgültig unterging, zeigten Kunstflieger ihr Können. Neu war ein Drachen-Wasserskiflug: Von einem Motorboot gezogen, schwebte der Skiweltmeister Karli Schranz am Drachen hängend über die Bucht.

Schon 1862 konnte man in der Konstanzer Zeitung lesen, dass der Feuerwerker Müller seine Kunst zeigen will — und nun hundert Jahre später: ein Wirbeln und Funkeln erstrahlt am Himmel; die Schweizer «Raketenkünstler» liessen ihre Buketts, Licht- und Farbenregen sprühen. Es war kein Wetteifern zwischen Konstanz und Kreuzlingen um die grössere Pracht; denn es war ja ein Seenachtfest, ein Feuerwerk. Für eine kurze Zeit durfte jeder Besucher in eine Märchenwelt blicken. Ein Fest, geschaffen für Dich und mich — auch wenn Du ein wenig anders spricht, denn was bedeutet schon eine Grenze für uns? — nur ein kleiner Schritt.

Heidi Unterbichler

Wilhelm Meisters Lehrbrief

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedachten Handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen: den Gipfel im Auge, wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Teil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur tun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brot schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiss, was er tut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten sind wir uns immer bewusst. Wer bloss mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmässigkeit ängstigt die Besten. Des echten Künstlers Lehre schliesst den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die Tat. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Goethe

Leser schreiben

Zurückgekehrt aus den Ferien habe ich mit grösstem Interesse den Artikel in Ihrem Blatt Nr. 15/221 vom 20. Juli 1962 gelesen über: «Werdende Mütter: nehmt keine Medikamente!» Auch habe ich die Themastellung des ganzen Blattes sehr begrüsst.

Es ist Ihnen nun leider in obigem Artikel ein Fehler unterlaufen, der ohne Berichtigung eventuell Verwirrung stiften könnte. Es heisst darin: «Eine einzige Ausnahme bestand bis heute im Erreger der Masern! An Masern erkrankte, schwangere Frauen laufen Gefahr, ein augenkrankes Kind zur Welt zu bringen.» Hier muss es nicht heissen Masern, sondern Röteln, und das sind zwei ganz verschiedene, auseinanderzuhaltende Viruserkrankungen.

Da ich als Gattin eines Kinderarztes viel mit diesen Fragen zu tun habe, scheint mir und meinem Mann diese Korrektur wichtig.

Die Frauen und die Internationale Parlamentarische Union

In Rom haben sich Parlamentarier aus 48 Nationen unter dem Vorsitz des Deputierten Codacci-Pisanelli versammelt. Die Union besteht seit vielen Jahren und leistet ihre nützliche, wenn auch keineswegs leichte Arbeit für den Frieden, für die menschliche Solidarität, für die wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit aller Rassen, für die friedliche Beilegung aller Dispute und gegen alle Arten von Diktaturen.

Unter den Delegierten sahen wir, viel bewundert, Mme Sophia Doku aus Ghana in ihrem gelben, mit Gold verzierten Ueberwurf, die energische Ngo Dinh Nhu aus Vietnam, Gründerin der vietnamesischen Frauenbewegung, die Italienerinnen Giuseppina Palumbo, Sozialistin, Maria Jervolino, Christlichdemokratin, Laura Diaz, Kommunistin.

m. a. l.

Veranstaltungen

HAUSWIRTSCHAFTLICHES BILDUNGSWESEN IM BERNER OBERLAND

Die Oberländische Volkswirtschaftskammer führt auch im kommenden Winter im Berner Oberland hauswirtschaftliche Wanderkurse durch, in welchen Frauen und Töchtern die Möglichkeit geboten wird, sich auf allen Gebieten der Hauswirtschaft weiterzubilden. Die Themen sind vielseitig und den heutigen Bedürfnissen angepasst. Dazu kommen Näh- und Flickkurse, die bereits für kinderreiche Familien von Nutzen sind.

Anmeldungen können durch Frauenvereine oder Ortsbehörden bis spätestens Montag, den 10. September 1962 dem Sekretariat der Volkswirtschaftskammer in Interlaken eingereicht werden.

Redaktion:
Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Kleine Gartenphilosophie

sfd. Die Kaninchen verrichten ihr Zerstörungswerk. Hopsel sitzt auf den Hinterläufen, lässt die Vorderpfoten possierlich baumeln und knabbert mit hochgestelltem Kopf an einer Rosenblüte. Sie ist erst am Aufgehen, noch beinah Knospe, viel zu schade für so ein Hasenmaul. Aber Hopsel ist genäschig. Als er noch im engen Stall sass, wäre er für trockene Rosenblätter dankbar gewesen. Aber nun, da ihm der ganze Garten gehört, verschmäht er das Dürre.

Sein Bruder Mathias ist nicht besser, nur schwächer. Darum meidet er das Rosenbeet, solange sein stärkerer Bruder darin wütet. Er hat sich einen Gang unter dem zum Schutz des Blumenbeetes aufgestellten Drahtgitter hindurchgegraben und tut sich an Zinnien und Sonnenblumen gütlich. Die nackten Stiele weisen anklagend gen Himmel.

Was soll man da tun? Ich kann die Hasen vertreiben und in ihren Stall einschliessen. Aber dann sitzen sie traurig hinter ihrem Gitter und haben von der ganzen schönen Welt nichts als einen klein winzigen Ausschnitt. Und mich in meinem Liegestuhl plagt das schlechte Gewissen. Gefangenes Leben, so nah dem kleinen Gartenparadies. Nein, da opfere ich denn doch lieber das Blumenbeet. Zum Glück gibt es ja einige Blumensorten, die den Herren Hasen nicht munden. Mit der Zeit wird der ganze Gartenflor nur noch aus ihnen bestehen. Vorausgesetzt, dass nicht der Fussball meines Aeltesten dort landet, oder die kleine Nichte mit ihrem Trottinet die Geretteten knickt.

Viele Gefahren für die armen Blumen. Sie haben es schwer in meinem zerzausten kleinen Garten. Aber wohin mit den Hasen, dem Fussball und dem Trottinet? Ausserhalb der Gartenmauern sind sie unerwünscht. So ist dieser Erdenfleck denn zu einer Art Schutzinsel geworden. Und eine Schutzinsel kann nun einmal kein botanischer Garten sein. Aber gleichwohl, die Verwilderung geht zu weit. Man müsste den Hasen und Kindern Grenzen setzen. Sie müssten, wenn nicht sittsam, doch wenigstens sittsamer sein.

Da fällt mir der Garten meiner Grossmama ein. Zierlich bekiest waren die Wege, die zu dem erhöhten Gartenhäuschen führten, in dem Grossmama ihre Sonntagsvisiten empfing. Man hielt damals nichts von praller Sonne. Der Gartenhut war stets zur Hand. Und selbst wir, die Jüngsten, trugen runde Strohhüte auf runden Köpfen, während wir in weissen Matrosenanzügen sehr manierlich hinter den Eltern her zum Gartenhäuslein pilgerten. Grossmamas zarte Hände lösten sich aus den Spitzenmanschetten und hoben sich zu freundlich distanziertem Gruss. Man küsste sie nicht einfach auf die Backe oder sprang ihr auf den Schoss wie den heutigen Grossmüttern. Dazu war sie zu fein und zerbrechlich. In ihrer Jugend soll sie sehr schön gewesen sein. «Wie ein lichter Frühlingsmorgen», sagte einer ihrer Verehrer. Sie heiratete ihn zwar nicht, aber einen andern und blieb auch nach der Geburt von sechs Kindern fein und zierlich. Für das weniger Zierliche, das das Leben so mit sich bringt, war eine halbtaube Trine oder Grite engagiert. Sie pflegte immer erst zu erscheinen, wenn man ihren Namen in höchster Lautstärke in alle vier Windrichtungen schrie. Das silberne Glöcklein auf dem Tisch des Gartenhäuschens schien nur als Spielzeug zu dienen. Jedenfalls habe ich es nie erlebt, dass Trine oder Grite auf dieses Läuten hin irgendwie reagiert hätten. Ich hätte es gerne einmal geschüttelt. Aber das ging nicht an. Man sass wie festgeschmiedet auf dem Stühlchen und hielt ein winzig kleines Biskuit in der Hand. Unanständig und unverantwortlich wäre es gewesen, sich ein zweites Mal aus der silbernen Dose zu bedienen. Jedenfalls für die Erwachsenen. Uns Kindern wurde sie gelegentlich nochmals zugeschoben, wenn unsere Beine trotz strafender Blicke zu baumeln begannen. Dann bedankte man sich ordentlich und hielt sich für eine weitere Viertelstunde krampfhaft aufrecht.

Kamen zu unserem Glück Gespräche auf, die für Kinderohren nichts taugten, wurden wir mit vielen Ermahnungen hinters Haus entlassen. Dort hängten wir die lästigen Hüte an die Sträucher. Aber die weissen Matrosenanzüge, diese übeln Verräter unsonntäglicher Rauflust, blieben uns auf dem Leib. Ach, wie wir diese weisse Pracht hassten. Wie gern wir dieser zierlich geordneten Welt entflohen und wild wie die Affen auf allen Bäumen herumgeklettert wären. Vielleicht hat diese Sehnsucht nach freiem, ungehemmtem und unbegrenztem Leben zu der heutigen Verwilderung geführt, von der mein Garten nur ein Abbild ist. Wo wäre heute noch Platz für die zierlich künstliche Muschelwelt der Grossmutter, in der das Leben so sanft rauschte, als gebe es keinen Sturm. Heute brandet und wogt und stürmt es allüberall. Die Muschel ist zerschlagen. Ich liebe den freien starken Wind, der das zierliche Gartenhäuslein davongetragen und dem Leben seine Freiheit gegeben hat. Aber wie der Mensch nun einmal ist, wächst aus der ersehnten Freiheit wiederum die Sehnsucht nach Begrenzung und Geborgenheit. Und so kann es denn geschehen, dass ein späteres Geschlecht die Hasen wieder in den Stall sperrt, die Gartenbeete sauber abzirkelt und die Kinder in weisse Uniformen steckt. Maurois hat wohl recht, wenn er sagt: «L'humanité repose sur un lit bien incommode. Elle se tourne et se retourne sans cesse.» Derweil aber werden meine Hasen die restlichen Blumen auch noch fressen oder, was ebenso wahrscheinlich ist, von einem stärkeren Wesen selbst gefressen werden.

Alice Wegmann

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung
(Walter Kahnert) Berlin-Grunewald

27

Der Priester Grigoris runzelte die Augenbrauen und beugte sich vor. «Was gedenkst du zu sagen?» fragte er. «Kannst du zum Volke sprechen? Worüber willst du sprechen?»

«Ueber Christus», antwortete Manolios.

«Ueber Christus?» fragte der Priester erstaunt. «Aber das ist doch meine Sache.»

«Christus hat mir befohlen zu sprechen», beharrte Manolios.

«Er hat dir gewiss keine Anweisung gegeben, was du sagen sollst!» sagte der Priester Grigoris sarkastisch.

«Lasst ihn sprechen! Lasst ihn sprechen!»

Der Priester Grigoris zuckte gereizt mit den Schultern.

«Na ja», sagte er. «Es muss ein Ende finden mit dem Geschrei.

Widerwillig legte er seine Hand auf Manolios Kopf.

«Möge Gott dich leiten», sprach er. «Sprich!»

Und er faltete seine Hände und hörte zu.

Manolios trat vor und stellte sich mitten unter die Menge. Giannakos und Kostantis rollten einen Stein heran, und Manolios stieg hinauf. Die Bauern, Männer und Frauen, schlugen um ihn einen Kreis. Auch der Priester Fotis näherte sich mit den Seinen, er neigte leicht den Kopf und grüsste den Priester Grigoris, aber dieser gab sich den Anschein, ihn nicht zu sehen.

Manolios wandte sich nach Osten, schlug das Zeichen des Kreuzes und begann.

«Brüder, ich will zu euch von Christus sprechen. Verzeiht mir, ich bin ungebildet und kann meine Worte nicht so gut fassen. Doch gestern, als ich bei Sonnenuntergang vor meiner Hütte sass, kam Christus und setzte sich — still und einfach, wie ein Nachbar zu kommen und sich niederzusetzen pflegt — neben mich auf die Bank. Er hatte einen leeren Sack bei sich, seufzte und liess ihn zu Boden fallen. Seine Füsse waren voller Staub, die fünf Wunden hatten sich geöffnet, und das Blut rann hervor.

‚Liebst du mich?' fragte Er mit trauriger Stimme.

‚Rabbi, befiehl mir, für dich zu sterben', antwortete ich.

Er schüttelte den Kopf, lächelte, sagte aber nichts. Lange sassen wir so, ich fürchtete mich und wagte nicht zu sprechen. Schliesslich aber sagte ich:

‚Du bist müde, Rabbi, deine Füsse sind voller Staub und Blut, woher kommst du?'

‚Ich bin in den Dörfern umhergegangen', antwortete Er, ‚ich bin in Likovrisi gewesen. Meine Kinder hungern. Ich hatte diesen Sack bei mir, um Almosen zu sammeln. Sieh, ich komme zurück, und der Sack ist leer. Ich bin müde ...'

Er schwieg wieder. Wir blickten in die untergehende Sonne. Plötzlich hörte ich Seine Stimme voller Klage:

‚Weshalb sitzest du hier so ruhig und still mit gefalteten Händen, du, der du sagst, du liebst mich. Du isst und trinkst, du sitzt und liest um deiner selbst willen voller Anteilnahme die Worte, die ich gesagt habe. Du weinst, wenn du von meiner Kreuzigung erzählst, und dann legst du dich in dein Bett und schläfst. Schämst du dich nicht? Liebst du mich so? Nennst du das Liebe?'

Ich sprang auf und fiel ihm zu Füssen.

‚Herr, ich bin ein armer Sünder, befiehl, was ich tun soll.'

‚Nimm deinen Hirtenstab, suche die Menschen auf und fürchte dich nicht, zu ihnen zu sprechen.'

‚Was soll ich sagen, Herr? Ich bin ein ungebildeter, armer Kerl, und ich bin feige, wenn ich viele Menschen versammelt sehe; dann fürchte ich mich und will fliehen. Und nun schickst Du mich, zu ihnen zu sprechen. Was soll ich sagen?'

‚Geh hin und sage ihnen, dass ich Hunger leide, dass ich an die Türen poche, meine Hand ausstrecke und um Almosen bitte.'»

Der Priester Grigoris begann unruhig zu werden. Der alte Patriarcheas gähnte und blickte sich um, um zu sehen, ob er sich nicht aus dem Staube machen könne, er war hungrig. Der alte Ladas näherte sich dem Priester.

«Das gibt ein schlechtes Ende mit dem Fest», murmelte er. «Sag ihm, dass er schweigen soll.»

Doch die Bauern lauschten und gafften. Sie waren gerührt und wurden allmählich von einer eigenartigen Furcht gepackt. Es schien, als sähen sie wirklich Christus barfuss daherkommen, an ihre Türen pochen und um Almosen bitten; doch sie riefen von drinnen: «Gott erbarme sich!» und jagten ihn fort... War nicht vorgestern Priester Fotis barfuss mit einem leeren Sack auf dem Rücken gekommen, und sie hatten ihn fortgejagt?

Manolios holte Atem. Der Schweiss rann ihm in Tropfen von der Stirn. Er blickte sich um und sah einen jeden Bauern lange an. Sein Gesicht war von einem solchen Schmerz, einer solchen Bitterkeit und einer solchen Hoheit erfüllt, dass sie sich verwunderten. Eine alte Frau schlug das Zeichen des Kreuzes.

«Brüder und Schwestern, Männer und Frauen in Likovrisi», sagte er. «Ich komme nicht aus mir selbst. Wie sollte ich, ein armer Habenichts, es wagen, zu den reichen Bauern, zu den grossen Gemeindeältesten und zu denen, die älter sind als ich, zu sprechen und ihnen Ratschläge zu erteilen? Ich komme nicht aus mir selbst, Christus hat mich gesandt. Die Worte, die Er mich zu sagen bat, lauten: ‚Ich hungere, ein Almosen, ihr christlichen Menschen! Wer sich über die Armen erbarmt, leiht es Gott. Vorgestern ging einer der Dorfbewohner zu unseren Brüdern, den Flüchtlingen auf dem Berge Sarakina, hinauf — sie hungern und haben keine Kleider anzuziehen —, er hatte alles, was er besass und was sein eigen war, bei sich und rief: ‚Kommt und nehmt und verteilt, was ich habe, Brüder ich will kein Geld, aber ich gebe es nicht umsonst, ich leihe es, und Gott wird mich in einer andern Welt bezahlen!'»

Der alte Ladas konnte nicht länger an sich halten, er gab dem Priester Grigoris Zeichen, Manolios den Mund zu stopfen, doch umsonst. Da ging er selbst in die Menge hinein.

«Du meinst also», schrie er, «dass wir das, was wir ehrlich und mit Schweiss und Mühe verdient haben, verteilen sollen und uns einen Schuldschein schreiben lassen sollen, um ihn im andern Leben bezahlt zu bekommen? Geh und werde Anstreicher! Ich will dir sagen, mein Junge, du verstehst nicht einen Deut von dem, was Christus dir gesagt hat. Das musst du mir schon verzeihen. Besser einen Vogel in der Hand, als zehn im Walde! sage ich.»

«Lass ihn reden, alter Ladas!» sagte Giannakos. «Du hast gehört, wer ihn gesandt hat. Es ist Christus, der aus seinem Munde spricht.»

«Bist du das, Giannakos?» rief der alte Ladas wütend aus. «Denke daran, dass wir noch ein Geschäft zu erledigen haben.»

Der Lehrer stürzte herbei, um zu vermitteln.

«Es ist schön und fromm, was du sagst, Manolios, aber es ist nicht zu verwirklichen. Du baust die reinen Luftschlösser. Wir sind keine Götter, wir sind Menschen. Du musst mit menschlichem Masstab messen.»

«Das tue ich auch», antwortete Manolios. Wer von euch allen, die heute hierher zur Feier gekommen sind, ist ein Christ? Die Christen glauben an eine andere Welt. Was heisst es, an eine andere Welt zu

glauben? Ja, alle unsere Handlungen hier auf Erden werden in einer andern Welt gewogen werden — die schlechten Taten werden bestraft, die guten werden belohnt. Wer in diesem Leben mit seinen Brüdern Mitleid hat, wird im Ewigen seinen Lohn erhalten. Besser zehn Vögel im Wald, als einen in der Hand.»

«Dein Hirn ist wie des Farbenklexers Bürste», schrie der alte Wucherer und zischte vor Zorn.

«Was sollen wir denn tun?» riefen einige Gottesfürchtige aus.

«Was befiehlt dir Christus? Sag es ordentlich, dass wir es verstehen und sehen können, ob es zu machen geht.»

«Sag nicht, dass wir alles verteilen sollen», schrie ein alter kräftiger Greis. «Das geht nicht. Gib uns eine klare Antwort!»

«Die Ernte ist beendet», sprach Manolios. «Ehre sei Gott! Das Jahr ist gut gewesen. Uebermorgen geht die Weinlese zu Ende, bald wird die Olivenernte beginnen. Höret nun Christi Stimme, die ich in mein Herz einschneiden fühle. Bauern in Likovrisi, zu unseren Gehöften hier sind verfolgte Brüder gekommen. Der Winter ist nahe, sie werden vor Hunger, vor Kälte und Entbehrungen zugrunde gehen. Gott schlägt ein grosses Buch der Rechenschaft auf, er blickt auf die Leute in Likovrisi hinab, er schreibt zum Beispiel: Anastasios Ladas, des Michael Sohn, hatte in jenem Monat soviel und gab soviel, das soll am jüngsten Tag mit einem soundso hohen Zins vergolten werden.»

Der alte Ladas kicherte höhnisch.

«Geh deiner Wege und friss Klee, du dummes Vieh», murmelte er.

«Und nun?» fuhr Manolios fort, «nun sollst du das Mass hören, von dem du eben sprachst, Schullehrer. Jeder Bauer soll nach jeder Ernte den zehnten Teil nehmen und ihn, wie ich sagte, Gott leihen. Lasst uns unseren Brüdern auf dem Berge Sarakina ein Jahr, zwei Jahre helfen, bis sie sich erholt haben. Und weiter — wir haben Felder, die unbestellt sind, so viele entlegene Felder, so viele Aecker, die wir nicht bewältigt haben und ungenutzt liegen liessen. Ist das nicht eine Sünde vor Gott? Lasst uns ihnen diese Felder geben, dass sie sie bebauen und bepflanzen können, das Dorf wird reich werden und die Hungrigen sollen sich sattessen dürfen. Wehe dem Bauern in Likovrisi, der sich satt isst und nicht der Kinder auf dem Berge Sarakina gedenkt! Für jedes, das dort stirbt, tragen wir alle die Verantwortung, und seinetwegen werden wir die ewige Verdammnis erleiden. Wieviele sind wir in Likovrisi? Zweitausend? Ein jeder, der vor Hunger auf dem Berge Sarakina stirbt, wird zu einem Knochenskelett, das euch am Halse hängt. Wollt Ihr übermorgen vor dem Herrn mit diesem Schmuck erscheinen?»

Die Bauern entsetzten sich. Einige von ihnen griffen sich unfreiwillig an den Hals. Die Phantasiebegabteren sahen vor ihrem Auge zweitausend Menschen aus Likovrisi, einen nach dem andern am Tage des Jüngsten Gerichts in langer Reihe vorbeiziehen, und wie ein Rosenkranz hingen an eines jeden Hals zehn, fünfzehn, zwanzig Skelette.

Da rief der Barbier Antonis, der keine Weinfelder besass:

«Ich bin dabei. Zieh das Buch, Manolios und schreib auf: Ich, Antonis Giannidis, des Thrasivoulos Sohn, Barbier in Likovrisi, gelobe, den Brüdern auf Sarakina den Zehnten zu geben. Ich leihe an Gott, Manolis, schreib es auf. Ich vertraue darauf, dass auch Gott es aufschreibt.»

Mehrere Stimmen klangen auf, man winkte mit den Händen.

«Ich auch! Ich auch! Schreib es auf, Manolios!»

Viele Augen hatten sich verschleiert, einige waren voller Unruhe und Schrecken, andere wieder betrachteten Manolios mit Hass. Der alte Patriarcheas hatte sich davonschleichen können und sass unter einem Felsen. Er hatte seinen Ranzen geöffnet und breitete auf einigen Zitronenblättern den Schweinebraten aus, der vom vergangenen Abend übriggeblieben war.

«Jetzt geht es für den armen Manolios übel aus», sprach er und kaute. «Jetzt werden sie verfaulte Apfelsinen nach ihm werfen.»

Auch der Priester Grigoris war ärgerlich geworden und hob die Hand. Seine Augenbrauen gingen auf und nieder.

«Hallo, ihr Bauern!» rief er. «Halt! Kümmert euch nicht darum, was dieser Betrüger sagt. Nehmt euch in acht! Vier Pfeiler hat die Welt: Glauben, Vaterland, Ehre sind die ersten drei, und Reichtum der vierte. Streckt nicht die Hand nach ihnen aus, Gott verteilt das Gute nach seinem geheimen Gesetz: Eines ist die Gerechtigkeit Gottes, ein anderes die Gerechtigkeit der Menschen. Gott hat Reiche und Arme geschaffen, weh dem, der diese Ordnung zu stören sucht! Er vergeht sich gegen Gottes Willen. Ja, Manolios, es ist meine Schuld, da ich dir die Erlaubnis zu sprechen gab. Steig nun herab, geh und weide deine Schafe und Ziegen. Das ist die Aufgabe, die Gott dir gab. Geh nicht weiter, grabe nicht dort, wo man nicht säen kann. Was du geschwätzt hast, ist wider Gottes Willen. Er bestimmt, und was in der Welt geschieht, geschieht nach Seinem Plan!» — Er ereiferte sich und wandte sich zum Priester Fotis, der die ganze Zeit unbeweglich mit gebeugtem Kopf daneben gestanden und zugehört hatte. «Ja», fuhr er fort, «bisher haben wir es gut in unserem Dorf gehabt. Es hat Eintracht und Ordnung geherrscht. Dann bist du mit deinen Leuten gekommen, und von diesem Tage an ist die Ruhe fort gewesen. Nur Kummer, Diebstähle und Unruhe, die Armen wollen sich erheben, und die Reichen dürfen nicht in Frieden schlafen. Doch beruhige dich, der Aga kommt zurück. Dann werden die Gemeindeältesten ihm zu Füssen fallen und ihn bitten, euch zu verjagen, dass wir Frieden bekommen. Schert euch weg, irgendwo anders hin, mit tausend guten Wünschen von Gott, aber weit, weit fort von hier.»

Der Priester Fotis hob den Kopf.

«Du hast recht», sagte er ruhig. «Was in der Welt geschieht, geschieht nach Gottes Plan. Manolios sagte, was er auf dem Herzen hat, da es Gott so wollte. Einige Herzen in Likovrisi wurden weich, als sie von unseren Leiden hörten, einige Augen in Likovrisi füllten sich mit Tränen, einige Keller öffneten sich, da Gott es so wollte. Wenn wir gekommen sind und, wie du sagst, Unruhe in euer ruhiges Dorf getragen haben, so ist auch dieses geschehen, weil Gott es so gewollt hat, denn wenn das Wasser stille steht, wird es trübe, und wenn die Seele stille steht, wird sie dunkel und trüb. Gott gebe, dass wir der Wind wären, der die Wellen aufwühlt und das Wasser wieder frisch und lebendig macht.»

Er wandte sich zu den Bauern von Likovrisi:

«Meine Brüder, auch wir sind einmal wohlhabende Bauern gewesen, nun sind wir Bettler geworden. Ich habe eine Wanderung in die Dörfer rundumher gemacht, ich habe der Reihe nach an alle Türen gepocht und bin zu meinen Leuten mit leeren Händen zurückgekehrt. Das bedeutet nichts für mich, ich sterbe gern; es bedeutet auch nichts für die Alten, sie haben ihr Brot gegessen und wissen auch zu sterben. Flehentlich aber bitte ich für die Kinder, jeden Tag sterben einige vor Hunger, und die, die noch leben, können sich nicht auf den Beinen halten. Was fehlt ihnen? Nur eine Scheibe trockenes Brot, ein Tropfen Oel, ein Fetzen Stoff, sich einzuhüllen. Wenn sie das bekommen, was ihr vor die Hunde und auf die Müllhaufen werft, können sie leben. Für die Kinder bettle ich, für sie strecke ich meine Hand aus und sagte: Ein Almosen, ihr christlichen Menschen!»

Der Priester senkte den Kopf zu Boden und schwieg. Sein Gesicht war bleich wie Wachs, seine Augen hatten sich vergrössert, die auf der Brust gefalteten Hände leuchteten, und man erkannte deutlich die Knochen unter der durchsichtigen Haut.

Von allen Seiten hörte man Schluchzen. Mariori weinte heimlich und still. Eine jungverheiratete Frau nahm ihre Golddukaten vom Hals und versteckte sie. Sie schämte sich und hatte das Gefühl, sie gestohlen zu haben. In der kräftigen, breiten Brust des Schlächters Dimitros erwachte der alte, gottesfürchtige Mönch, und er rief: «Zum Sonntag schlachte ich ein fettes, kleines Kalb im Dorf, ich werde das Fleisch auf Sarakina verteilen, denn ich schäme mich, dass wir essen, und unsere Brüder hungern.»

Der Barbier Antonis geriet in Ekstase.

«Ich werde jeden Samstag abend nach Sarakina hinaufgehen und alle kostenlos rasieren. Ich werde auch alle schlechten Zähne kostenlos ziehen.»

Auch der Schullehrer wurde von der Woge gepackt, er unterdrückte seine Furcht und rief:

«Ich habe einige ABC-Bücher und Lesebücher für Kinder. Ich habe Schiefertafeln und Griffel und eine Karte von Gross-Griechenland. Ich gebe alles der Gemeinde in Sarakina.»

«Der Teufel hole dich!» murmelte der alte Ladas und spie wütend aus.

Der Priester Grigoris wandte sich um und warf einen strengen Blick auf seinen Bruder, sagte aber nichts.

Manolios stieg vom Stein herab. Er trat zum Priester Fotis und küsste seine Hand.

«Du siehst ...» sagte er. «Verzage nicht, Christus lebt noch, er geht noch auf der Erde umher, einige Herzen haben ihn gesehen und sich ihm aufgetan. Nur Mut!»

Auch die drei Freunde traten heran, und ihnen folgten vorsichtig der Schlächter Dimitros und der Barbier Antonis. Zögernd näherten sich auch die anderen Bauern und zum Schluss der Lehrer.

Der Priester Fotis sah sie, er wandte sich um und schlug das Zeichen des Kreuzes.

«Kommt, lasst uns gehen, meine Kinder», sagte er. «Wir haben auch eine Messe in der alten Grotte, dort ist unsere Kirche. Kommt, lasst uns alle gehen und Gott preisen. Es ist heute ein grosser Tag, das Herz der Menschen beginnt in Schwingung zu geraten.»

Er wandte sich an das Volk, das sich zu zerstreuen begann und seine Bündel öffnete, um Fleisch und Wein hervorzuholen.

«Lebt wohl», sagte er, «wohl bekomms! Der Frieden sei mit dir, Grigoris!»

«Der Teufel hole euch, ihr Aufrührer!» murmelte Grigoris, «der Teufel hole auch die, die mit dir gehn, du gottloser Gauner!»

«Gott, der die Schafe von den Ziegen scheidet, wird richten», antwortete der in Lumpen gekleidete, verhungerte Priester ruhig. «Auf ihn setzen wir unsern Glauben und unsere Zuversicht.»

Und er zeigte mit seinen schlanken Händen zum Himmel hinauf.

12

Der Priester Fotis und die vier Freunde sassen ausserhalb der Kirchengrotte auf Bänken, die von Christen vergangener Zeiten ausgehauen waren, die in diesen Höhlen des Berges Zuflucht gesucht hatten, als sie als Ungläubige und Ketzer verfolgt wurden. Es war dunkel geworden, es duftete nach Minze und Thymian.

Kostantis fasste Mut und begann:

«Es sind bald vier Monate, seit die Gemeindeältesten uns zusammenriefen und bestimmten, wen ein jeder von uns darstellen sollte, wenn wir das Mysterienspiel im Vorraum der Kirche aufführen würden. Bisher haben wir soviel anderes zu bedenken gehabt, wir haben unsere Aufgabe vergessen, jetzt müssen wir uns vorbereiten. Die Zeit ist herangekommen, es zu tun ... Aber wie? Was sollen wir tun? Du weisst es gewiss.»

Der Priester Fotis liess sich zu seiner Antwort Zeit. Es schien, als weilten seine Gedanken weit in der Ferne und zögerten, zurückzukehren. Schliesslich kamen sie zu den Freunden zurück, er hörte die Frage und lächelte. «Was ihr tun sollt?» fragte er. «Nur das, was ihr bisher getan habt, nicht mehr. Eine bessere Vorbereitung, etwas, das besser für Christi Leiden geeignet wäre, gibt es nicht.»

«Aber was tun wir? Wir tun doch nichts», sagte Michelis bitter.

«Hast du die Körbe vergessen, Michelis?» fragte der Priester und drückte ihm freundlich die Hand. «Hast du vergessen, Giannakos, dass du vorgestern erst die Armen gebeten hast, deine Ware zu nehmen, und dabei lachtest? Und du, Kostantis, der du deine Arbeit im Stich gelassen hast und den Kopf gegen alles Unrecht erhebst? Du, ein einfacher Mensch, der bis zum gestrigen Tage nichts als ein anspruchsloser Gastwirt war und nun bereit ist, jeden Augenblick für eine Idee zu sterben? Und Panagiotaros? Was tut der Aermste anderes, als sich auf die schwere und grauenhafte Rolle des Judas vorzubereiten? Ihr bereitet euch vor, meine Kinder. Ihr bereitet euch vor, ohne dass ihr es wisst. Das ist der Weg.»

Sie schwiegen wieder. Manolios seufzte und richtete den Blick auf einen grossen Stern, der am Himmel tanzte und blinkte.

Kostantis senkte den Kopf. Er wurde plötzlich von einer Beklemmung gepackt, von allen war er der einzige, der nichts getan hatte, er blieb zurück, sogar Judas war ihm zuvorgekommen.

Auch Giannakos schüttelte verzweifelt den Kopf. Nichts habe ich getan, gar nichts habe ich getan, dachte er. Geld wegzugeben, die Waren wegzugeben, das ist nichts. Giousoufaki wegzugeben, würde ein wirkliches Opfer sein, das allein. Giannakos, kannst du das? Alles andere wiegt so leicht wie Luft.

Die ganze Nacht hatte der alte Patriarcheas wach im Bett gesessen und darauf gewartet, das Aussentor sich öffnen und den Sohn über den Hof kommen zu hören ... Er wartete und wartete, hörte Schritte auf dem Hof, erhob sich und trat ans Fenster, niemand war da. Er rauchte, warf sich wieder auf das Bett, und in der Dämmerung schlief er ein.

Die Sonne war aufgegangen, die kleinen Dorfstrassen füllten sich mit Menschenstimmen, mit dem Meckern der Schafe und Ziegen und dem Schreien der Esel. Menschen und Tiere gingen zu ihrer Arbeit und begrüssten den neuen Tag.

Lenio erschien mit dem starken, süssen Kaffee. Der alte Herr setzte sich ans Fenster, er schlürfte das wunderbare Getränk in sich hinein, und seine Gedanken begannen sich zu klären. Dann zündete er sich eine Zigarette an und richtete seine Augen auf das Aussentor. Er sass die ganze Zeit in sich gekehrt, drehte an seinem Schnurrbart und stöhnte. Der Priester Grigoris hatte gestern glühende Kohlen auf sein Haupt gesammelt. Als er geruhsam an seinem Schnurrbart kaute — hatte der Priester gesagt — habe Manolios die Bauern aufgewiegelt und erklärt, Christus habe befohlen, jeder solle ein Zehntel der Ernte den Zerlumpten auf dem Berge Sarakina geben. Einige leichtgläubige Narren hätten ihm zugestimmt. Der Priester Fotis sei hinzugekommen, dieser Gauner, der als Asket auftrete, und habe das Dorf in zwei Lager geteilt, die Unruhestifter und die anständigen Bauern. Das Schlimmste von allem aber war, dass der Erste und der Beste, der sich ihnen anschloss, Michelis war. Der verfluchte Manolios, diese scheinheilige Gestalt, begann, sich zu grosse Freiheiten herauszunehmen, er zog Michelis mit sich, und der Bocksbart von einem Priester impfte ihnen seine Erfindungen ein — möge Gott seine schützende Hand über dem Dorf halten!

«Ach, wenn ich meine Hand darüber halte», murmelte der alte Patriarcheas, «braucht sich Gott nicht

Zi bunt GROBGEWEBE
für Handarbeiten, Vorhänge, Bettüberwürfe, Sets, Tischdecken usw.
in JUTE und in licht- und kochechtem REINLEINEN

darum zu kümmern. Wie sollte er es mit allen Menschen schaffen? Ich werde in Likovrisi Ordnung schaffen. Zuerst werde ich meinen feinen Sohn beim Ohr nehmen, und dann soll die Reihe an den Schurken Manolios kommen.»

Im gleichen Augenblick ging das Aussentor auf, und Michelis schlich sich herein. Der Alte sprang auf und rief aus dem Fenster:

«Guten Morgen, mein Junge. Willst du mir den Gefallen tun, heraufzukommen, dass ich dich ein wenig ansehen kann?»

«Ich komme, Vater», antwortete Michelis.

Er ging die Steintreppe hinauf und grüsste den Alten. Dieser wandte sich nicht nach ihm um, sondern bemühte sich, ernsthaft böse zu werden.

«Ich verbiete dir, Manolios wiederzusehen.»

Michelis zögerte mit der Antwort. Er sagte sich: Dies ist dein Vater — Geduld! Der ist nicht stark, der in Hitze gerät, sondern der, der sich beherrschen kann; beherrsche dich!

«Weshalb antwortest du nicht? Wo bist du die ganze Nacht gewesen? Auf Sarakina, was? Mit dem Bocksbart von Priester da und dem Narren Manolios? Welch eine Gesellschaft! Dass du so tief gesunken bist!»

«Vater», sagte der Sohn ruhig, «sprich nicht hässlich von denen, die über uns stehen ... »

Jetzt wurde der Alte wirklich wütend und sprang auf.

«Was sagst du? Bist du völlig verrückt geworden? Die über uns stehen? Der Lumpenkerl von Priester und der Taugenichts von Knecht?»

«Der Lumpenkerl von Priester, wie du ihn nennst, ist ein frommer und heiliger Mann. Wir Herren Patriarcheas sind alle nicht würdig, seine Schuhriemen zu lösen.»

Der Alte warf die Zigarette fort, das Blut stieg ihm zu Kopf.

«Und was Manolios angeht», fuhr Michelis still und unbarmherzig fort, «so weisst du sehr wohl, dass Manolios, während ihr Gemeindeältesten alle, Priester und Schullehrer, zusammengekauert in des Agas Keller lagt und zittertet und an nichts anderes dachtet, als wie ihr eure eigene Haut retten könntet, und nicht das Dorf, wie es eure Schuldigkeit gewesen wäre, dass es da der arme Knecht Manolios war, der vortrat, um das Volk zu retten, und sagte: ‚Ich bin es gewesen, der das Türkenmädchen tötete, häng mich!' In diesem entscheidenden Augenblick, wer war da der wirkliche Führer des Dorfes? Du, Herr Patriarcheas? Oder vielleicht der Priester Grigoris? Nein, nein! Manolios ist es gewesen!»

Der Alte fiel rücklings auf das Bett, er breitete die Arme aus, rang ächzend nach Atem und war nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Michelis schwieg. Er schämte sich, dass er bereits vergessen, was er sich eben erst vorgenommen hatte, und der harten Worte. Er trat zu ihm und legte ihm die Kissen zurecht.

«Willst du noch etwas, Vater?» fragte er. «Willst du, dass Lenio dir Zitronensaft bringen soll?»

«Du bist wie deine Mutter!» murmelte der Alte und blickte verwundert auf den Sohn. «Du bist wie deine Mutter — aussen weich und sanft wie Honig, innen aber scharf und spitz wie eine Nadel.»

Es flimmerte Michelis vor den Augen. Negel stieg zwischen ihm und seinem Vater auf, und wie ein Blitz erschien in ihm das Bild seiner Mutter, bleich, schlank und abgezehrt, voller Demut und Würde. «Meine Mutter!» murmelte Michelis und blickte auf den vorbeihuschenden Schatten. Der Nebel teilte sich, und das heilige, teure Bild entschwand.

«Woran denkst du?» fragte der Alte.

«An meine Mutter», antwortete der Sohn. «Du hast meine Mutter viel leiden lassen.»

«Ich bin ein Mann», antwortete der Alte mit Mühe. «Ich lasse die Frauen leiden, sie wollen es so. Wie kannst du das verstehen? Du hast ja noch ihre Milch auf deinen Lippen.»

«Wolle Gott, dass diese Milch nie entschwände!»

Das Bild der Mutter richtete sich wieder drohend zwischen ihnen auf. Sie nickte mit dem Kopf ihrem Sohne zu und streckte ihre Hand über ihm aus, als ob sie ihm ihren Segen gäbe, als ob sie ihm sage: «Kopf hoch, mein Junge, halte den Kopf hoch, fürchte ihn nicht, wie ich es tat. Was ich ihm nicht zu sagen wagte, sollst du ihm sagen und deiner Mutter Genugtuung verschaffen, Michelis.» Der Sohn verstand jetzt die Ursache seines Gegensatzes zum Vater, er lehnte sich an das Fenster und wartete. Der Alte erhob sich, seufzte und trat heran.

«Hör zu», sagte er.

«Ich höre», antwortete der Sohn und blickte dem Vater gerade in die Augen.

«Entschliesse dich jetzt, du hast zwischen mir und Manolios die Wahl. Entweder du verlässt Manolios und seine Gesellschaft oder du kannst dich aus meinem Hause scheren.»

«Ich werde mich aus deinem Hause scheren», antwortete Michelis.

Erschrocken riss der Alte die Augen auf.

«Ziehst du den Knecht deinem eigenen Vater vor?» fragte er.

«Ich ziehe nicht Manolios vor, gewiss nicht. Was hat Manolios hier zu besagen. Christus wähle ich. Du hast gefragt, ohne es zu verstehen, und das ist meine Antwort.»

Der Alte schwieg. Er ging auf und ab, dann blieb er wieder vor Michelis stehen.

«Was hast du gegen mich?» kam es klagend heraus.

«Ich habe nichts gegen dich. Aber du willst, dass ich wählen soll, und ich habe gewählt. Das ist nicht meine Schuld.»

Da fiel der Alte mit seiner ganzen Schwere auf das Bett und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. In ihm brach etwas entzwei.

«Geh!», murmelte er nach einer Weile. «Geh, ich will dich nicht mehr sehen.»

Der Sohn wandte sich um, er sah den Vater den Kopf in den Händen halten, und er tat ihm leid. Doch in ihm war eine unbeirrbare Stimme, die sagte: «Geh!»

Er trat zum Vater und beugte das Knie. «Vater, ich gehe», sagte er. «Willst du mir deinen Segen geben?»

«Nein», antwortete der Alte.

Michelis erhob sich und schritt zur Tür. Der Vater wollte rufen: Mein Junge! Doch er schämte sich, nachzugeben und schwach zu werden. Der Sohn öffnete die Tür und wandte sich noch einmal zu seinem Vater um. «Leb wohl, Vater», sagte er und schritt über die Schwelle.

Lange Zeit hatte Lenio keine Stimmen mehr gehört. Sie ging leise hinauf und legte ihr kleines, spitzes Ohr ans Schlüsselloch. Tiefe Schnarchtöne mit Schluchzen vermengt, waren zu hören. Das Bett knarrte und krachte.

«Der Alte schläft, und der Albdruck quält ihn. Der Streit ist zu Ende. Zu Mittag wird er gewiss erwachen und hungrig sein. Es ist am besten, ich drehe wieder einem Huhn das Genick um ... Der Magen, der Magen, ach, ich schaffe es nicht, er stopft immer nur in ihn hinein, er wird nie voll, der Magen ist wie ein Abgrund!»

Sie ging die Treppe hinab und zum Hühnerhof hinaus, um das Huhn auszusuchen, dem sie den Hals umdrehen wollte. Der weisse Hahn stand dort aufrecht und stolz mit rotem Kamm und breiter Brust, und um ihn liefen gackernd die Hühner und pickten. Sie blieb stehen, um zu sehen, auf welches Huhn der Hahn sich jetzt wohl stürzen würde, um dann stolz einher zu spazieren, seine weissen Federn zu spreizen und zufrieden zu krähen. Seit langem schon war das ihr Vergnügen. Sie konnte den Blick nicht abwenden, wurde rot bis an die Ohren und versetzte sich an die Stelle der Hühner. Welch ein Kerl! Anfangs war er für sie nichts anderes, als ein Hahn, dann bekam er für einige Zeit, das Aussehen des Manolios, dann das des Nikolios. Seitdem hatte es sich nicht verändert.

Sie wählte ein kräftiges, hübsches Huhn. Doch als sie die Hand ausstreckte, um es zu fassen, belegte der Hahn es mit Beschlag, Lenio tat das Huhn leid, und sie nahm ein anderes.

Zur Mittagsstunde deckte sie den Tisch. Sie machte die Suppe zurecht und wartete, dass der Herr herunterkommen sollte. Doch es zog sich hin. «Der Abgrund lässt sich Zeit», murmelte Lenio.

Sie wurde unruhig. Mein Gott, wenn er nur noch bis Sonntagabend durchhält, bis Montagmorgen, wie soll es sonst mit der Hochzeit werden? Ich halte es nicht länger aus, dachte sie.

Sie ging wieder hinauf, öffnete leise einen Spalt weit die Tür und blickte hinein. Herr Patriarcheas lag mit offenen Augen auf dem Bett und starrte zur Decke hinauf. Er wandte sich nicht um und seufzte nicht.

Lenio wurde ängstlich und ging hinein.

«Herr, die Suppe ist fertig. Komm herunter.»

Der Alte senkte die Augen und sah sie an.

«Ich habe keinen Hunger», sagte er. «Mir ist nicht gut. Liebe Lenio, bitte den Priester Grigoris zu mir.»

Lenio schrie auf.

Der Alte richtete sich auf, sein Gesicht war blau angelaufen und mit roten Adern durchzogen.

«Sei still, ich spreche nicht. Ich will mit ihm reden.

«Was hast du gekocht?»

«Ein gebratenes Huhn, das du liebst.»

«Tu viel Zitronensaft in die Suppe, ich komme.»

Froh klapperte Lenio die Treppe hinab. Er wird sicher bis Montag früh durchhalten, dachte sie. Aber mir gefällt sein Gesicht nicht. Ich werde den Antonis bitten, herzukommen und ihn zur Ader zu lassen, damit er sich nicht vorher davonmacht.

Währenddessen war Michels mit dem Bündel unter dem Arm auf den Berg gegangen.

Er öffnete sein Bündel und zog ein grosses Evangelium in silberbeschlagenem Einband hervor, ein Erbe seiner Mutter, es war in dickes Schweinsleder gebunden und hatte Schliessen. In eine Seite hatte er ein Lorbeerblatt gelegt, nun schlug er sie auf und las: «Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern und sein eigenes Leben dazu, kann er nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz aufnimmt und mir folgt, kann nicht mein Jünger sein ...»

Er hatte mehrere Tage diese Worte Christi wieder und immer wieder gelesen und sie zu verstehen versucht. Sie erschienen ihm am Anfang unmenschlich und hart. Gibt es nicht einen ausgeglicheneren Weg, dachte er, der mit unsern Gefühlen besser übereinstimmt? Müssen wir das Heil mit diesem grausamen Preis bezahlen? Weshalb stehen Vater und Mutter im Wege? Können wir sie nicht lieben und uns gleichzeitig zu Gott erheben? Weshalb müssen wir alle Wurzeln aus der Erde reissen, um in den Himmel zu gelangen?

Michelis fragte und fragte, konnte aber keine Antwort finden. Doch allmählich fühlte er sich leichter ums Herz. Die Wurzeln herausreissen! Verstehen! Nach dem gestrigen Abend schwebte plötzlich sein Herz zwischen Himmel und Erde. Kurz nach Mittag kehrte Manolios von seinen Tieren zurück. Er war verwundert, seinen Freund zu dieser Zeit auf dem Berge zu sehen.

«Ich habe meines Vaters Haus verlassen», sagte Michelis. «Er wollte, dass ich eine Wahl treffe, und ich habe den Weg Christi gewählt. Ich bin froh, dir zu begegnen, Manolios.»

«Es ist ein schwerer Weg, Michelis», sagte Manolios gedankenvoll. «Schwer für die Reichen, du bist willkommen.»

Er deckte den Tisch, sie assen ein Stück Brot, und Michelis erzählte, was zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen war, und welchen Beschluss er gefasst hatte.

«Ich hielt es nicht länger aus, Manolios. Mein Leben war zu bequem, die Welt erschien mir allzu böse und ungerecht, der Weg, den ich eingeschlagen hatte, war falsch. Ich vermochte es nicht länger zu ertragen.»

«Willkommen», sagte Manolios wieder. «Der Weg ist voller Steine, der Abhang ist steil, anfangs werden die Füsse Wunden bekommen. Michelis, aber allmählich werden sie Flügel erhalten, es wird sein, als ob nicht wir selbst gingen, sondern die Engel uns bei den Armen hielten und uns führten.»

Er erhob sich und nahm den Hirtenstab.

«Dein Vater hat mich gebeten, sofort zu ihm zu kommen», sagte er.

«Ich ahne, was er will. Guten Abend. Gott sei mit dir.»

Lenio lag kniend auf dem Hof, feuerrot und mit aufgekrempelten Aermeln scheuerte sie die Töpfe, die der alte Patriarcheas ihr als Mitgift gegeben hat. Er war wirklich ein gebefreudiger, nobler Herr. Lenio scheuerte und sang, ihre Stimme erreichte den Berg und Nikolios, der unter der schattigen Eiche stand. Er richtete seine spitzen Ohren zum Dorf hinunter und lauschte. Dann zog er seine lange Flöte hervor und gab Antwort. Die beiden Laute verschmolzen über den Dächern des Dorfes, die alten Frauen gedachten ihrer Jugend, die Jungverheirateten lächelten, die Mädchen seufzten.

Manolios kam auf dem Wege heran, hörte Lenio singen und lächelte. Lenio ist wie ein kleines, wildes Tier, dachte er, ein gefährliches, wildes Tier, aber das Kind wird sie zähmen.

(Fortsetzung folgt)

BÜLACH-UNIVERSAL

das ideale Glas zum Heisseinfüllen von Früchten und Konfitüren. Profitieren Sie von dieser einfachsten und billigsten Einmachmethode.

Genaue Angaben finden Sie in unserer gelben Broschüre «Einmachen leicht gemacht».

TALON An die Glashütte Bülach AG, Bülach

Senden Sie mir die neue Einmachbroschüre «Einmachen leicht gemacht»

Name _____

Adresse _____

Ort _____

50 Rappen in Briefmarken beilegen

GLASHÜTTE BÜLACH AG

«VIEUX CHATEL» Essertines s/Rolle

das schöne, gepflegte Landhaus inmitten von Wiesen und Wald, in herrlicher, ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfängt vom 15. April bis 15. Oktober

PAYING GUESTS

die Ruhe, Erholung evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank Hottinger, Dipl. Diätetikerin. — Wenig Zimmer, frühzeitig reservieren bitte.

ALKOHOLFREIE GASTSTÄTTEN

ST. MORITZ

Hotel Bellaval

Alkoholfrei

Schöne Zimmer mit fliessendem Wasser
Angenehmes Haus am See
Sehr gepflegte Küche

Jahresbetrieb Tel. (082) 3 32 45

90%

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

«IDEAL»

Der neueste und billigste Kombi-Küchentisch, mit 4-teil., versenkbarer Glätteeinrichtung. Eine grosse Arbeits- und Zeitersparnis für jede Hausfrau. Div. Modelle, direkt ab Werkstatt, daher so billig. Volksmodelle schon ab Fr. 195.—. Verlangen Sie Prospekte und Modellvorführung. Fabrikant: H. Bähler-Bemlotte, Vordemwald, AG. Vertretung: A. Bemlotte-Zwahlen, Neunbrunnenstr. 228, Zürich 11/46.

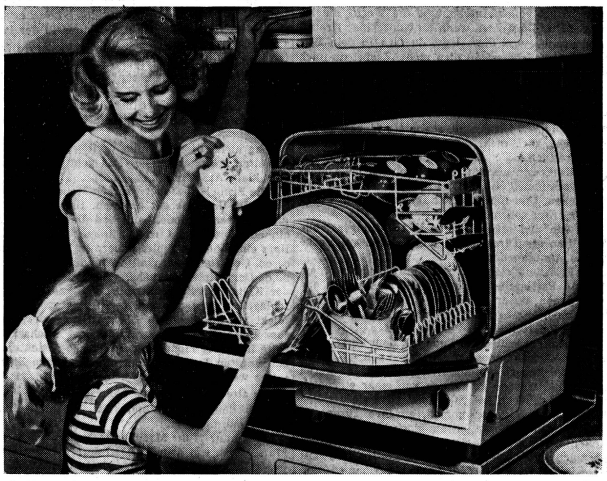
Stoltex

4 Masshemden

in Zwirnpopeline, Sanfor, uni und gestreift, ab nur Fr. 100.— Rasche und zuverlässige Hemdenreparaturen

Peter Stoll

Hemdenfabrikation Zürich 7/32, Hadwigstr. 23 ob Hegibachpl. Tel 051/24 56 12 P



Von Hand abwaschen — das ist Vergangenheit!

Vollautomatischer

COLSTON

der Geschirrspülapparat für jeden Haushalt, **ohne Installationskosten**

Einfach - schnell - gründlich - geheizt - sparsam - grosses Fassungsvermögen bei kleinstem Platzbedarf — aufstellbar (versperrt den Boden nicht) - preiswert (Fr. 1460.— bis Fr. 1490.—, je nach Heizung)

Freistehend — fahrbar (auf Fahrgestell) oder eingebaut

EINFÜLLEN — EINSCHALTEN — WEGGEHEN

Generalvertretung für die Schweiz:

Haushaltapparate Wallace Zürich 8

Seefeldstrasse 173, Telephon 47 55 77
Tram 2 und 4 (Fröhlichstrasse)

FB

Bitte senden Sie mir nähere Details:

Name: _____

Adresse: _____

Sie müssen

den Colston gesehen haben, bevor Sie einen Geschirrspülautomaten kaufen. Verlangen Sie den Prospekt oder eine unverbindliche Heimprobe.

Ein Buch für jede Frau, die Sinn für schöne Dinge hat

«Wohnen, leben im Geist der Zeit»

ist ein Ratgeber für moderne und geschmackvolle Inneneinrichtungen. Neben vielen farbigen Beispielen von Schlaf- und Wohnräumen, rationellen Kücheneinrichtungen und modernen Möbeln enthält es eine kurzgefasste Stilkunde und eine Farbenlehre zur harmonischen Raumgestaltung.

Format: 22×21 cm. Umfang 95 Seiten in vierfarbigem Umschlag.

Bestellungen durch Hadlaub-Verlag AG, **Winterthur**, Postcheckkonto VIII b 6810.

Verkaufspreis Fr. 6.–

BESTELLZETTEL

Die Unterzeichnete bestellt

_____ Exemplare der Publikation «Wohnen, leben im Geist der Zeit» à Fr. 6.— und zahlt gleichzeitig den Betrag auf Postcheckkonto VIII b 6810 ein

Name und genaue Adresse der Bestellerin:

_____